

ETHIK UND MILITÄR

KONTROVERSEN
IN MILITÄRETHIK UND
SICHERHEITSPOLITIK

AUSGABE 02/2021

Innere Führung und soldatisches Ethos in der Diskussion

SPECIAL

Werte leben, Werten dienen

INNERE FÜHRUNG UND SOLDATISCHES ETHOS IN DER DISKUSSION

Editorial

Veronika Bock Seite 3

Tribal cultures und Innere Führung – ein Widerspruch?

Sönke Neitzel Seite 4

„Staatsbürger in Uniform“ oder „Deutsche Krieger“: Die Innere Führung auf dem Prüfstand?

Reinhold Janke Seite 12

Die Innere Führung als Antwortversuch auf die Frage der (militärischen) Gewalt. Theologisch-ethische Anmerkungen zur gegenwärtigen Debatte

Markus Patenge Seite 20

Militärische Tugenden für die heutige Zeit

Peter Olsthoorn Seite 26

„God, how I hate the 20th century“: Zur Ritterlichkeit als Mythos und als ethische Tugend

Bernhard Koch Seite 34

Mannbarkeitsriten: Gewaltritiale, sexuelle Übergriffe und Rechts-extremismus in der Bundeswehr

Rolf Pohl Seite 42

SPECIAL: WERTE LEBEN, WERTEN DIENEN

Zivilcourage im Militär – kein Widerspruch!

Eva Högl Seite 50

Geben wir dem Staatsbürger seine Uniform zurück! Ein persönlicher Essay

Matthias Schwarzbauer Seite 54

Zuverlässig, rechtschaffen und engagiert im Dienste Luxemburgs und seiner Verbündeten: Die Entwicklung eines Werte-Rasters bei der Luxemburger Armee

Steve Thull/Erny Gillen Seite 62

„Wir müssen auch die Seele erreichen“

Interview mit dem Theologen, Historiker und Erwachsenenpädagogen Heinrich Dickerhoff Seite 68

Impressum/Alle Ausgaben Seite 71

EDITORIAL

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit – Wo steht die Innere Führung? Kann das vertraute Leitbild vom „Staatsbürger in Uniform“ seinen Gültigkeitsanspruch weiterhin behaupten, oder bedarf es einer Nachjustierung oder gar Neubewertung und Veränderung? Das war die Ausgangsfrage einer Podiumsdiskussion, zu der die Deutsche Kommission *Justitia et Pax* und das zebis am 19. Oktober 2021 in die Katholische Akademie Berlin eingeladen hatten.

Mit der neuen Ausgabe von „Ethik und Militär“ wollen wir diese Debatte vertiefen. Denn es hat sich gezeigt, dass nach dem Abzug aus Afghanistan nicht nur innerhalb der Bundeswehr, sondern auch in der breiteren Öffentlichkeit ein erheblicher Diskussionsbedarf über die Rolle unserer Streitkräfte und ihrer Führungsprinzipien besteht.

Im Grunde kann Deutschland stolz sein auf die Führungskultur der Bundeswehr, die seit Gründung des Zentrums Innere Führung vor 65 Jahren organisatorisch fest verankert ist. Als Bildungszentrum trägt es Sorge dafür, das Leitbild vom „Staatsbürger in Uniform“ zu vermitteln, das soldatische Entscheidungen und Handlungen an die Werte und Prinzipien unseres Grundgesetzes bindet: Menschenwürde, Gerechtigkeit, Freiheit, Frieden, Solidarität und Demokratie. Das Besondere im Unterschied zu vielen anderen Armeen auf der Welt: Verpflichtend für die einzelne Soldatin, den einzelnen Soldaten ist in letzter Instanz nicht das Ordnungsprinzip von Befehl und Gehorsam, sondern das eigene Gewissen. Damit tragen sie auch individuelle Verantwortung für ihr militärisches Handeln. Innere Führung dient dazu, die Entwicklung eines soldatischen Selbstverständnisses zu fördern, das diesem Anspruch gerecht wird.

Dennoch stellt sich die Frage, ob das aus den 1950er-Jahren stammende Konzept trotz ständiger Anpassungen noch zeitgemäß ist. Denn die Bundeswehr hat sich stark verändert: Aus einer territorialen Verteidigungsarmee ist eine internationale Einsatztruppe geworden; sie hat sich von einer Wehrpflicht- zu einer Freiwilligen- und Berufsarmee gewandelt. Zudem steht seit über zwanzig Jahren auch Frauen die militärische Laufbahn offen – ein Novum in den zuvor rein männlich geprägten Streitkräften. Gleichzeitig wird der militärische Auftrag der Bundeswehr jedoch in der öffentlichen Wahrnehmung oft aus-

geblendet. Selbst Politiker sehen Soldatinnen und Soldaten häufig lieber als „Streetworker in Uniform“ denn als ausgebildete Kämpfer, die im äußersten Fall ihr Leben für die Grundwerte unseres Staates aufs Spiel setzen.

Vor diesem Hintergrund hat Professor Dr. Sönke Neitzel mit seinem provozierenden Buch „Deutsche Krieger“ die Diskussion um die Innere Führung der Bundeswehr neu entfacht. Nach seiner These wird die Identifikation der Soldatinnen und Soldaten mit dem politischen System überschätzt; stattdessen müsse die Motivation durch militärische Professionalität, entsprechende Werte und „tribal cultures“ der Truppengattungen mehr Berücksichtigung finden. Kein Geringerer als Wolfgang Schäuble hat das Buch vorgestellt und dabei eine „unbequeme“ und „unpopuläre“ gesellschaftliche Debatte über das Verhältnis der Deutschen zum Militär gefordert.

Dem wollen wir hiermit nachkommen und freuen uns sehr, dass Sönke Neitzel hier in einem Essay seine Gedanken weiter ausführt. Wie notwendig und fruchtbar die aktuelle Auseinandersetzung mit der Inneren Führung, dem Selbstbild von Soldatinnen und Soldaten und prägenden Werten ist, zeigen auch die hochinteressanten Beiträge der anderen Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe. Sie beschäftigen sich mit wichtigen Aspekten wie Zivilcourage, Ritterlichkeit, Männlichkeit und Macht bis hin zu der Frage, was Militärseelsorge in die Diskussion um Innere Führung und ein soldatisches Ethos einbringen kann.

Die Aussage des Erwachsenenpädagogen Heinrich Dickerhoff (Seite 68) hat mir gefallen: „Man muss nicht nur den Kopf ansprechen, sondern auch die Seele erreichen.“

Ich wünsche Ihnen eine anregende Lektüre!

*Dr. Veronika Bock
Direktorin des zebis*



TRIBAL CULTURES UND INNERE FÜHRUNG – EIN WIDERSPRUCH?

Autor: Sönke Neitzel

Auf Umwegen wirksam: Die Innere Führung

Abstract

An der Sinnhaftigkeit der Inneren Führung kann mit Blick auf die deutsche Militärgeschichte kein Zweifel bestehen – genauso wenig wie an der konkreten Ausformulierung ihrer Kernideen, etwa im Beschwerdewesen oder im Parlamentsvorbehalt. Kritisch ist jedoch ihre Überfrachtung als Theoriegebäude zu sehen. Hier wird die These aufgestellt, dass dem von Beginn an kontroversen Konzept für die Motivation vieler Bundeswehrsoldatinnen und -soldaten – genauso wie für die Entwicklung von Demokratiebewusstsein und Rechtsverständnis in den Streitkräften – eine geringere Bedeutung zukommt, als viele seiner Verfechter wahrhaben wollen. Der Beitrag rückt vor allem den Begriff des „tribes“ in den Fokus. Er wurde in der Militärsoziologie in Analogie zu kriegerischen Stammeskulturen für wirkmächtige kulturelle Entitäten in den Streitkräften geprägt. In der Bundeswehr lässt sich dieser auf die Truppengattungen anwenden; speziell in den Kampftruppen grenzen sich diese durch spezifische Merkmale und Verhaltensweisen ab, die durch ihren je eigenen Auftrag geprägt werden und idealerweise horizontale und vertikale Kohäsion verknüpfen. Solche auch durch einen Kämpferhabitus gekennzeichneten „tribal cultures“ stehen zu Unrecht in Teilen der politischen und militärischen Führung im Generalverdacht, ein staats- und verfassungsfernes Sonderethos zu fördern und zu festigen. Dass sie im Zusammenwirken mit anderen Faktoren zu einer zunehmenden Abgrenzung von der Gesellschaft und der Bundeswehr als übergeordneter Institution führen können – bis hin zum Rückzug in vordemokratische oder rechtsextreme Haltungen, wie etwa in Teilen des KSK geschehen –, muss natürlich ernst genommen werden. Um dieser Gefahr zu begegnen, bräuchte es unter anderem eine ehrlichere Auseinandersetzung über verbreitete Traditions- und Vorbilder. Mit Vorstellungen eines eher mediatorisch agierenden „Vorzeigemilitärs“ mögen „tribal cultures“ in Teilen schlecht zu vereinbaren sein. Wer sie jedoch pauschal als Gegenbild zu den Idealen der Inneren Führung vertuefelt, verkennt ihren insgesamt stabilisierenden und bindungsfördernden Effekt.

Zu keinem Aspekt der Bundeswehr ist so viel Papier bedruckt worden wie zur Inneren Führung (IF). Die Diskussionen darüber sind so alt wie die Institution selbst, und ein Ende der Debatte ist nicht absehbar. Aber warum ist das eigentlich so? Kontrovers ist gewiss nicht der Kern ihres Inhalts: Gegen gute Menschenführung kann niemand etwas haben, und die Werte und Normen des Grundgesetzes auf die Streitkräfte der Republik zu übertragen bedarf eigentlich keiner weiteren Begründung. Wie sollte es auch anders sein, zumal nach den Erfahrungen mit der Reichswehr und der Wehrmacht.

Diskutiert wird vielmehr, was diese Prinzipien in der Praxis konkret bedeuten sollen. In der Gründungszeit der Bundeswehr wurde darüber besonders heftig gestritten. Zwischen Wolf Graf von Baudissin und seinem ehemaligen Mitarbeiter Heinz Karst entbrannte ein auch in der Öffentlichkeit ausgetragener Disput. Und dies obwohl alle Protagonisten der frühen Debatten die Grundprinzipien der IF befürworteten, auf dem Boden des Grundgesetzes standen und etwa auch den 20. Juli als Referenzpunkt für die Tradition akzeptierten. Im Kern drehte sich der Streit darum, wie viel Ausrichtung auf den Krieg es in der neuen Armee geben dürfe. Wie weit musste der Habitus der neuen Streitkräfte zivilisiert werden, um junge Soldaten zum Dienst an der Waffe zu motivieren und ihnen im Systemkonflikt mit dem Ostblock Orientierung zu geben? Vielen gingen Baudissins Forderungen zu weit, so auch dem ersten Kommandeur des Zentrums für Innere Führung, Arthur Weber, der sich 1969 mit zehn offenen Briefen demonstrativ gegen seinen einstigen Förderer stellte.¹ Aber auch die prägenden Figuren der Gründergeneration wie etwa Adolf Heusinger, Johann Adolph von Kielmansegg, Hans Speidel oder auch Ulrich de Maizière hielten die reine Lehre Baudissins nicht für praxistauglich. Da jeder die Akzente etwas anders setzte, kam schließlich ein Kompromiss heraus. Die Vorschriften

zur IF waren typische Produkte eines ministeriellen Apparats, in dem kein Entwurf so zurückkommt, wie er den Schreibtisch des Referatsleiters verlässt. Das Ergebnis ist gut im Handbuch für Innere Führung aus dem Jahr 1957 nachzulesen.² Dieses ging Baudissin gewiss nicht weit genug, anderen war es schon zu viel des Guten. Im Ringen um die Mitte folgten mehrere Überarbeitungen, später dann Zentrale Dienstvorschriften, die sich stets an den aktuellen Diskurs in Gesellschaft und Streitkräften anzupassen suchten. Freilich ist das Handbuch bis heute das offizielle Dokument, in dem sich die Bundeswehr am gründlichsten und intensivsten mit der Inneren Führung auseinandergesetzt hat – weshalb die Lektüre noch immer lohnt.³

Von Anfang an war die Innere Führung zentraler Bestandteil des institutionellen Referenzrahmens der Bundeswehr. Als solche war sie nicht nur auf die Wirkung nach innen ausgerichtet. Sie diente auch als Argumentationshilfe nach außen, als Beleg für die Integration der Streitkräfte in Staat und Gesellschaft, dafür, dass man Konsequenzen aus der Geschichte gezogen hatte und sich von Reichswehr und Wehrmacht abhob. Bei Skandalen und Krisen war die IF ein gerne gebrauchtes Argument gegen allzu pauschale Verurteilungen. Ihre Bedeutung ging also weit über die kurzen Statements etwa im Army Leadership Code hinaus, mit dem das britische Heer auskommt.⁴

Die Vorschriften zur IF wurden in den vergangenen 60 Jahren immer wieder angepasst, zuletzt 2017. Vielen Soldaten blieben die Handbücher und Vorschriften indes zu abstrakt. Schnell war vom „Inneren Gewürge“ die Rede, von purer „Theologie“, von „Beschwörungsformeln“, von reinen Lippenbekenntnissen⁵. Wenngleich vielfach unreflektiert, sind solche harschen Urteile doch nachvollziehbar. Eine einfache, konkrete, allgemein verständliche Definition für die soldatische Praxis ist bislang nicht vorgelegt worden. Stattdessen erlebt der teilnehmende Beobachter Vorgesetzte, die mit vorgefertigten Sprechteilen über die IF reden, oder er liest in wissenschaftlichen Arbeiten aus der Feder von Offizieren, in denen am Ende stets der Beweis erbracht wird, dass die IF gut sei. Getreu dem Motto: Quod

erat demonstrandum. Das Hauptproblem der IF ist nicht der Kern ihres Inhalts, sondern offensichtlich die Vermittlung und die Überfrachtung.

Tendenziell wurde in der Geschichte der Bundeswehr von der IF zu viel für die Motivation der Soldaten erwartet. Gewiss: Im Unterschied zu den Vorgängerarmeen konnte man in der Bundeswehr einen Befehl verweigern, man konnte sich beschweren, es gab einen Wehrbeauftragten, ein Kontrollrecht des Parlaments. Dies waren alles außerordentlich wichtige Errungenschaften, die einen anderen Rahmen schufen als in der Wehrmacht oder

Zu allen Zeiten ist die Bedeutung der Identifikation der Soldaten mit dem jeweiligen politischen System für ihre Motivation wohl überschätzt worden

der Reichswehr. Ob dies aber zur Motivation der Masse der Soldaten beitrug, weil die Demokratie damit auch in der Armee erfahrbar wurde, erscheint mehr als fraglich. Der Verfassungspatriotismus, auf den die reine Lehre der IF zielt, setzt einen politisch bewussten Soldaten voraus. So etwas gab es bei den Berufssoldaten, vor allem bei den Stabsoffizieren, die in der Anfangszeit der Bundeswehr ja auch noch selbst den Nationalsozialismus erlebt hatten und den Wert der neuen Gesetze und Verordnungen beurteilen konnten. Aber ganz sicher gab es das nicht bei der großen Masse der Wehrpflichtigen, die den Dienst zumindest seit Ende der 1960er-Jahre zu einem nicht unerheblichen Teil als sinnfreien Zwangsdienst empfanden – allen demokratischen Errungenschaften der Bundesrepublik und ihrer Armee zum Trotz.

Zu allen Zeiten ist die Bedeutung der Identifikation der Soldaten mit dem jeweiligen politischen System für ihre Motivation wohl überschätzt worden. Weder waren 1914 alle Soldaten kaisertreu, noch waren 1939 alle Nationalsozialisten. Und in der Bundesrepublik war die Haltung der Mehrheit der Wehrpflichtigen zum Grundgesetz wohl eher indifferent.

Dies bedeutet freilich nicht, dass der politische Rahmen und damit auch die darauf bezogene IF gar keine Wirkung entfaltet hätten. Das Demokratiebewusstsein entwickelte sich allerdings weniger durch politischen Unterricht und staubrockene Vorschriften als durch die normative Kraft des gesellschaftlichen Lebens. Für die Bundesrepublik hieß dies, dass Schule, Beruf, Elternhaus und Freizeit den Soldaten ein Verständnis von Werten und Normen vermittelten, die sie sich wohl nur selten bewusst machten, die aber gleichwohl vorhanden gewesen sind. Die allermeisten Soldaten hatten eine klare Vorstellung von Recht und Unrecht, davon, was man tut und was

Das Demokratiebewusstsein in der Bundeswehr entwickelte sich weniger durch politischen Unterricht und staubrockene Vorschriften als durch die normative Kraft des gesellschaftlichen Lebens

man nicht tut, und zwar jenseits ermüdender Belehrungen. Und dieser Referenzrahmen hat sich gewiss von früheren Zeiten und wohl auch von anderen Armeen unterschieden. 2010 gab es Kompaniechefs, die in Char Darah im Feuergefecht standen und keine klare Vorstellung vom Inhalt der IF hatten. Und trotzdem wussten sie ihre Soldaten zu motivieren und wirkungsvoll gegen eine Verwilderung der Sitten und Gebräuche einzutreten. Der demokratische *footprint* fand in allererster Linie auf dem indirekten Weg über die gesellschaftliche Prägung Eingang in die Bundeswehr. Und: Wahrscheinlich wäre das Gesamtergebnis, so meine These, kein wesentlich anderes gewesen, wenn die vielen Handbücher und Vorschriften zur IF nie geschrieben worden wären, sondern die Bundeswehr ähnlich wie andere Streitkräfte lediglich in knappen Worten an die Werte der Republik erinnert hätte.

Tribal cultures als Elemente der Kohäsion

Der erfreuliche Befund ist also, dass die allermeisten Bundeswehrsoldaten nach den Grundprinzipien der Inneren Führung handelten, wenngleich ihnen das so gar nicht bewusst gewesen sein dürfte. Dies bedeutet aber auch, dass in ihrer sozialen Praxis noch andere Referenzpunkte existiert haben müssen. Die Militärsoziologie hat die Quellen für die Motivation von Soldaten überzeugend herausgearbeitet. Auf einer vertikalen Ebene ist neben dem Bezug zu Staat und Gesellschaft auch die Perzeption der Streitkräfte als Institution von Relevanz. Wird etwa die politische und militärische Führung als kompetent, fair und wahrhaftig wahrgenommen? Sodann sind Anlass, Ziel und Erfolgsaussichten eines Einsatzes von Bedeutung. Daneben wurde schon früh auf der horizontalen Ebene auf die Relevanz der Primärgruppen hingewiesen, also jener Personenverbände, zu denen der engste soziale Kontakt bestand und der im Militär Verbände bis zur Kompaniestärke umfasste.⁶

In der Verbindung der horizontalen und vertikalen Ebene spielen die Truppengattungen eine erhebliche Rolle für den Zusammenhalt der Streitkräfte. Diese bilden innerhalb der Bundeswehr spezifische Gemeinschaften, formen einen eigenen Habitus, schufen eigene Traditionsbilder und Riten, wodurch die Kultur der Streitkräfte zusätzlich ausdifferenziert wurde.

Das weithin sichtbare Merkmal der Truppengattung ist die Waffenfarbe, die zur Abgrenzung und damit zur Identitätsstiftung seither von besonderer Bedeutung ist. Mit der Einführung der feldgrauen Uniform 1909 waren die Waffengattungen in Deutschland nur noch durch farblich unterschiedlich gestaltete Schulterstücke, Kragenspiegel und Rangabzeichen zu erkennen. Bis heute ist in der Bundeswehr der Begriff der „Fehlfarbe“ jedem geläufig. Daneben sind mittlerweile auch die Abzeichen und die Farben der seit 1971 eingeführten Barette von besonderer Bedeutung, die in der Regel nicht mit der Waffenfarbe identisch sind.

Ich habe die Kulturen der Truppengattungen unlängst als „tribal cultures“ bezeichnet,

weil sie in gewisser Hinsicht unterschiedlichen Stämmen gleichkommen, die gleichwohl alle Teile einer Gesamtorganisation sind. Der Begriff *tribe* wird in der Anthropologie und Ethnologie zur Beschreibung der Kulturen etwa von amerikanischen First Nations verwendet. Nun wird man die Fallschirmjäger, Panzergrenadiere oder Artilleristen der Bundeswehr nicht mit den Stammesgruppen nordamerikanischer Indianer gleichsetzen können, zumal deren soziale Binnenorganisation sehr unterschiedlich war und die Begriffe *nation*, *tribe*, *band* oder *clans* nicht trennscharf verwendet werden. Parallelen gibt es aber insofern, als manche indigene Völker sich in Untergruppen aufteilten, die sich in Lebensweise, Dialekt, sozialer Zusammensetzung abgrenzten und auch äußerlich voneinander zu unterscheiden waren. Gleichwohl unternahmen sie zusammen Kriegszüge, wechselten zuweilen gar die Gruppen, die sich in freundschaftlicher Rivalität verbunden waren. Sie hatten aber alle das Bewusstsein, zur selben Gemeinschaft – *nation* – zu gehören.

Der Begriff *tribal cultures* ist zuerst zur Beschreibung der Kulturen britischer Regimenter verwendet worden, die in den Landstreitkräften des Vereinigten Königreichs eine prägen- dere Rolle spielen als die Truppengattungen. Fasst man den Begriff *tribe* als Bezeichnung für wirkmächtige kulturelle Entitäten in Streitkräften auf, versteht man im internationalen Vergleich darunter also durchaus unterschiedliche Dinge. Im Kontext der deutschen Militärgeschichte bildeten die Truppengattungen ein eigenes Deutungssystem. In ihrer Wirkmächtigkeit sind sie nicht zu unterschätzen, und ihre Bedeutung sollte auch für das Gesamtsystem Bundeswehr ernst genommen werden. Sie verbanden die Kohäsion der Kompanien und Züge – der sogenannten Primärgruppen – auf einer vertikalen Ebene mit der Gesamtorganisation. Auch die Generale und Admirale als die Spitzenvertreter der Streitkräfte ordneten sich – zuweilen geradezu demonstrativ – einer Truppengattung zu und waren damit von Soldaten der verschiedenen *tribes* als die Ihren zu erkennen. Die *tribal cultures* spannten sich also von den kleinsten Verbänden bis weit in die Führungsspitze und

konnten so eine Art Transmissionsriemen zwischen „oben“ und „unten“ bilden.

Alle Truppengattungen und Dienstbereiche der Bundeswehr haben eine *tribal culture*, allerdings ist diese unterschiedlich stark ausgeprägt. In der Luftwaffe vielleicht ein Stück weniger, weil hier die Idee des die Dienstbereiche übergreifenden „Teams“ eine größere Bedeutung hat. Bei der Marine und vor allem beim Heer sind die *tribal cultures* wohl deutlich konturierter, wobei vergleichende Studien bislang fehlen.

Je näher sich der Auftrag einer Truppengattung am scharfen Ende des militärischen Berufes befindet, desto ausgeprägter scheinen die *tribal cultures* zu sein. Besonders gut lassen sie sich etwa bei den Heeresaufklärern, der Jägertruppe oder auch den Fallschirmjägern studieren. Gerade Letztere sind für gewöhnlich schon an ihrem äußeren Habitus zu erkennen, der durch Haarschnitt und körperliche Fitness markiert wird. Kulturprägend ist für sie die Luftlandung und die dadurch erzeugte besondere Gefechtssituation.

Die tribal cultures in der Bundeswehr spannten sich von den kleinsten Verbänden bis weit in die Führungsspitze und konnten so eine Art Transmissionsriemen zwischen „oben“ und „unten“ bilden

Überraschung, Improvisation, aber auch der Zwang, einen einmal begonnenen Kampf gewinnen zu müssen, weil es in der Regel keine Rückzugsmöglichkeit gibt, prägen die Kultur dieser Truppe. Das Fallschirmspringen hatte in der Bundeswehr zwar noch nie einen wirklichen operativen Wert. Gleichwohl ist es für diese Truppengattung – wie auch für die Spezialkräfte – kulturprägend. „Nichtspringer“ können nur bedingt Teil der Gemeinschaft werden, und jeder neu versetzte Kommandeur tut gut daran, sich baldmöglichst nach seinem Amtsantritt aus dem Flugzeug zu stürzen, wenn er die Achtung seiner Soldaten gewinnen will. Dabei kommt es nicht auf die militärische Bedeutung dieses Aktes an. Denn in der militärischen Praxis ist es vollkommen

unbedeutend, ob ein Kommandeur mit dem Fallschirm abspringen kann oder nicht. Selbst für den höchst unwahrscheinlichen Fall, dass er dies im Ernstfall einmal wirklich tun müsste, gäbe es heutzutage sogar die Möglichkeit eines Tandemsprunges. Die kulturelle Bedeutung überragt die praktische Bedeutung bei Weitem.

Die Fallschirmjäger haben sich seit ihrer Aufstellung 1955 ein Elitebewusstsein bewahrt und pflegten ihre *tribal culture* mit besonderer Hingabe. Erleichtert wird dies dadurch, dass diese Truppengattung zahlenmäßig immer überschaubar war. Innerhalb der Bundeswehr wurde diese Kultur durchaus kritisch gesehen, zumal mancher Beobachter den militärischen Wert der Luftlandebrigaden im Kalten Krieg als denkbar begrenzt erachtete und meinte, dass zu irgendeinem Elitegebaren kein Anlass bestünde. Manche verspotteten die Fallschirmjäger als „Aufklatscher“ oder „Fallobst“. Gleichwohl scheint der Ruf, eine besondere Truppe zu sein, dann doch eine Wirkung gehabt zu haben. Bemerkenswert ist nämlich, dass die Luftlandetruppe selbst zu Zeiten großen gesellschaftlichen Protests gegen das Militär – etwa 1968 oder während des NATO-Doppelbeschlusses – nie Nachwuchssorgen hatte. Und mancher General trägt heute stolz

Etliche Beamte und Offiziere der Bundeswehr sind der Meinung, der mancherorts gepflegte Habitus des Kämpfers stehe im Gegensatz zur Inneren Führung

und demonstrativ das bordeauxrote Barett, obwohl er erst im fortgeschrittenen Alter gewissermaßen als Artfremder zu dieser Truppengattung hinzugestoßen ist. Nur wenige grenzen sich so deutlich sichtbar ab wie etwa Generalleutnant Jörg Vollmer. Er trug als Inspekteur des Heeres demonstrativ wieder sein grünes Panzergrenadierbarett und gab damit ein klares Signal, welcher *tribal culture* er sich zugehörig fühlt.

Bindungs- und Entkoppelungstendenzen in der Bundeswehr heute

Steht der in manchen Truppengattungen gepflegte Habitus des Kämpfers im Gegensatz zur Inneren Führung? Etliche Beamte und Offiziere der Bundeswehr vertreten diese Meinung. Sie sehen insbesondere in der Generation Afghanistan die Tendenz zur Reduzierung der Streitkräfte auf den Willen zum Kampf und auf ein überzeitliches Kämpfertum. Es werde einem Tugendfundament das Wort geredet, das mit dem demokratischen und zivilgesellschaftlichen Wertekanon nicht vereinbar sei. Den *miles bellicus* würden vom Staatsbürger in Uniform Welten trennen, da Letzterer von der tiefen Überzeugung geleitet werde, als Soldat für demokratische Werte wie Menschenwürde, Freiheit und Gerechtigkeit einzustehen. Je mehr sich ein militärisches Sonderethos herausbilde, desto mehr werde sich die Bundeswehr von der postheroischen Mehrheitsgesellschaft entfernen. Politik und militärische Führung müssten daher verhindern, dass vorgestrige Kriegskonzepte größere Bedeutung für die Konstruktion soldatischer Berufsidentitäten gewännen.⁷

Gewiss haben all jene, die in Soldaten vor allem Mediatoren, Kulturmittler und *social worker* erblicken, für die die Bundeswehr vor allem ein innenpolitisches Projekt ist, mit dem Habitus der Kampftruppen ein Problem. Mancher sieht aktuell ein Netzwerk finsterner Reaktionen am Werk, da im Heer und neuerdings sogar in der Marine vermehrt von Kriegstauglichkeit und Siegeswillen die Rede ist.

Gleichwohl schließen sich Innere Führung und die *tribal cultures* selbst der Kampftruppen nicht aus. Deren Vertreter würden das auch vehement zurückweisen. Die gute Menschenführung ist ohnehin konstituierend für einen Zusammenhalt der Truppengattung. Niemand ist stolz auf sein Barett, wenn er damit nur Schikane verbindet. Und für diese Republik zu kämpfen, sich ihren Werten und Normen zugehörig zu fühlen und sie als prägend für die Streitkräfte anzusehen, schließt auch einen rustikalen Habitus, wie er zuweilen in der Kampftruppe gepflegt wird, nicht aus.

Dieser ergibt sich nicht aus einem Gegensatz zur Inneren Führung, sondern aus dem Auftrag des Kämpfens. Die IF ist von ihren Gründervätern nicht als weiche Welle, sondern als konstitutiver Bestandteil kampffähiger und kampfwilliger Streitkräfte gedacht worden. Wer die Bundeswehr freilich nur als innenpolitisches Projekt begreift, dessen Hauptaufgabe der Beweis von Demokratietauglichkeit des Militärs ist, wer meint, dass Kampf eine „vorgestrigte“ Aufgaben ist, führt den Zweck von Kampftruppen ab absurdum.

Zweifellos fördern *tribal cultures* Eigendynamiken, weil es – wo sie intensiv ausgeprägt sind – geschützte Räume für alternative Deutungen und Praktiken gibt. In solchen Räumen können Rituale gedeihen, die die Menschenwürde verletzen, oder es kann ein Geschichtsbild bewahrt werden, das im Gegensatz zu einer sich verändernden Republik steht.

Die Bundeswehr als strukturkonservative Organisation hinkte gesellschaftlichen Entwicklungen stets hinterher. Sie war noch nie ein Vorkämpfer gesellschaftlicher Reformen und stand daher oft in der Kritik der gesellschaftlichen Avantgarde. Allerdings tat sich die Bundeswehr vielfach auch schwer, einen überzeugenden Mittelweg zwischen Bewahrung und Veränderung zu finden. Die Debatte um die Traditionswürdigkeit der Wehrmacht war im Wesentlichen ein Rückzugsgefecht, das von den Streitkräften und dem Verteidigungsministerium ohne die notwendige intellektuelle Tiefe geführt wurde. So benannte man zwar Kasernen um, die in die öffentliche Kritik geraten waren, stellte sich dem Problem aber nicht grundlegend. Eine ehrliche Bestandsaufnahme, wie viele Bundeswehrsoldaten sich Vorbilder aus der Zeit vor 1945 suchen und vor allem warum sie dies tun und welche Schlussfolgerungen daraus zu ziehen sind, hat es bis heute nicht gegeben. Etliche Verbote gingen den Kritikern von außen zumeist nicht weit genug und bewirkten intern, dass sich viele Soldaten trotz in die Welt der *tribal cultures* oder noch weiter in die Primärgruppen zurückzogen, um ihren lieb gewonnenen Narrativen zu frönen. Hier waren sie für die offiziellen Traditionsangebote zuweilen nur noch schwer erreichbar. Bleibt man bei dem Beispiel der Fall-

schirmjägertruppe, so ist auffällig, wie schwer sie sich in den 1990ern mit der gesellschaftlichen Debatte um die Wehrmacht tat und dass sie auch nicht wirklich daran interessiert war, ihr Traditionsbild weiterzuentwickeln. Hier ließ es vor allem das höhere Offizierskorps an einer angemessenen Führung und Erziehung fehlen.

Im übergeordneten Sinne ist es gewiss problematisch, wenn zur Identifikation der Soldaten nur noch die *tribal culture* übrig bleibt, in der im schlimmsten Fall weder die Verfassungsorgane, ja vielleicht nicht einmal die Bundeswehr als übergeordnete Institution noch eine wichtige Rolle spielen. Glaubt man

Die Innere Führung ist von ihren Gründervätern nicht als weiche Welle, sondern als konstitutiver Bestandteil kampffähiger und -williger Streitkräfte gedacht worden

den offiziellen Untersuchungsberichten, gab es solche Tendenzen in Teilen des KSK. Dessen Kultur wird heute im öffentlichen Diskurs zuweilen mit Rechtsradikalismus verbunden. Dies ist gewiss heillos verkürzt. Unstrittig ist freilich, dass – nach allem, was zu erfahren ist – die Kombination der *tribal culture* der Spezialkräfte mit den außerordentlich fest gefügten Primärgruppen zu Fehlentwicklungen führte, die zu lange toleriert wurden.

Inwieweit die Spezialkräfte, aber auch die Fallschirmjäger mehr Rechtsradikale anzogen als andere Truppengattungen, ist bislang nicht sicher zu beantworten. Die öffentlich verfügbaren Informationen geben dazu keine Auskunft, und auch in internen Runden mit dem MAD war darüber nichts zu erfahren. Aufgrund der ausgeprägten Kameradschaft, einem rustikal-kämpferischen Habitus und einer bis weit in die 1990er-Jahre reichenden Verklärung der Wehrmacht scheint eine Nähe gleichwohl plausibel. Oberst Friedrich Jeschonnek, der damalige Kommandeur der Luftlande- und Lufttransporteschule in Altenstadt, sah dies zumindest so und meinte 1998, dass die Fallschirmjägertruppe anscheinend rechtsradikale Kräfte anziehe.⁸

Tribal cultures bergen also die Gefahr einer Art Isolationismus, sodass Soldaten im ärgsten Fall nur noch die eigene Welt sehen und sich vom Rest der Streitkräfte, aber auch der Gesellschaft abgrenzen. Um solche Tendenzen im KSK zu durchbrechen, wurde mit Ansgar Meyer bewusst ein Offizier zum neuen Kommandeur ausgewählt, der als Panzermann, Personaler und Nichtspringer keinerlei Stallgeruch hat und der für eine stärkere Integration des Verbandes in das Gesamtsystem Bundeswehr sorgen soll.

Tribal cultures hatten einerseits das Potenzial, durch ihre Gegendeutungen das institu-

tionelle Gefüge von Streitkräften zu belasten. Andererseits konnten sie aber auch die vertikale Kohäsion der Streitkräfte stabilisieren, weil sie Soldaten eine emotionale Heimat schufen, verständliche Deutungsangebote formulierten, die eine der sicherheitspolitischen Realität zuweilen entrückte politische und militärische Führung offenbar nicht anbieten konnte. Als in den 1990er-Jahren alle vom Frieden sprachen, sich mancher Lehrende an den höheren Bildungseinrichtungen der Bundeswehr mit Entzückung daran machte, Soldaten zu *social workern* umzudefinieren, behielten Teile der Kampftruppen das Bewusstsein, dass sie nicht in erster Linie Kulturmittler, Mediatoren

oder Entwicklungshelfer, sondern in letzter Konsequenz Kämpfer waren. Nur so war es der Truppe überhaupt möglich, zwischen 2009 und 2011 ihre Aufträge in Afghanistan zu erfüllen. Wenn sich der Generalinspekteur allzu kritische Lagemeldungen verbot, Minister an einer Realitätsverweigerung festhielten, dann konnte der offizielle Diskurs nur noch wenig Bindungskraft entfalten. Viele Soldaten, die vor Ort mit unerfüllbaren Aufträgen konfrontiert waren und keine Antworten auf ihre Fragen von der politischen oder militärischen Führung vernahmen, zogen sich in ihre eigenen Welten zurück. Es war wichtig, dass mit den *tribal cultures* dann ein Rückzugsort vorhanden war, der zumindest in den allermeisten Fällen mit der Institution verbunden blieb. Ob diese Abkopplung zugleich eine politische Dimension hatte, die im Extremfall zu einer Radikalisierung führen konnte, hing auch sehr von den Vorgesetzten ab. Es lag zu meist an ihnen, Grenzen zu setzen. Es gab in Afghanistan Patches, die mit den Werten und Normen des Grundgesetzes gewiss nicht in Einklang standen, ebenso rustikale Diskurse über Land und Leute, die mit dem offiziellen Sprech kaum zu vereinbaren waren. Etliche Offiziere duldeten dies, weil sie sich selbst als Teil einer Gemeinschaft im Krieg wahrnahmen, für die gefühlt andere Maßstäbe galten als im Frieden. Zu fragen ist freilich, was die Folgen dieser Entwicklung waren. Gewiss kommt einem die Totenkopffaffäre des Jahres 2006 in den Sinn. Vorfälle aber, die auch nur in die Nähe von Kriegsverbrechen kommen, sind von der Bundeswehr nicht bekannt geworden. Die Entfremdung vom Referenzrahmen der Gesellschaft scheint also vorhanden, aber insgesamt doch begrenzt gewesen zu sein. Man akzeptierte ein gewisses Maß an „brauchbarer Illegalität“ (Stefan Kühl), ließ diese aber nicht ausufern. Dies ging freilich nur, weil das Ausmaß der Kämpfe auch in den Jahren 2009 bis 2011 begrenzt blieb und die Soldaten zwar Gefechte, aber keine Schlachten erlebten.

Die *tribal cultures* der Truppengattungen waren in der langen Geschichte der Bundeswehr trotz mancher Fehlentwicklung vor allem ein stabilisierender Faktor im Kohäsionsgeflecht der Streitkräfte. Im Sinne eines

Tribal cultures bergen durchaus die Gefahr einer Art Isolationismus, sodass Soldaten im ärgsten Fall nur noch die eigene Welt sehen und sich vom Rest der Streitkräfte, aber auch der Gesellschaft abgrenzen

Der Autor



Sönke Neitzel ist seit 2015 Professor für Militärgeschichte/ Kulturgeschichte der Gewalt an der Universität Potsdam. Zuvor lehrte und forschte er an den Universitäten Mainz, Bern, Saarbrücken, Glasgow und der London School of Economics (LSE). Zuletzt erschien: „Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik. Eine Militärgeschichte“ (2020) und zusammen mit Bastian Matteo Scianna: „Blutige Enthaltung. Deutschlands Rolle im Syrienkrieg“ (2021).

subsidiären Systems bildeten sie die Spezifika der unterschiedlichsten soldatischen Kulturen ab, wozu die Gesamtorganisation kaum in der Lage war. Sie waren dadurch näher an der sozialen Praxis der Soldaten, stärkten durch besondere Sitten und Gebräuche, aber auch durch eine artgerechte Sprache die Bindung zur Bundeswehr. Es ist zu einem erheblichen Maße den *tribal cultures* zu verdanken, dass angesichts der permanenten Überforderung der Truppe, militärisch vielfach sinnfreier Einsätze und einer bemerkenswerten Dysfunktionalität der Organisationsstrukturen in den letzten 30 Jahren die Aufträge überhaupt erfüllt wurden. Dieser Befund trifft in besonderem Maße auf die viel gescholtenen Spezialkräfte zu.

1 Überliefert in BArch-MA, N 666/72.

2 Ausführlich dargestellt bei Nägler, Frank (2010): Der gewollte Soldat und sein Wandel. Personelle Rüstung und Innere Führung in den Aufbaujahren der Bundeswehr 1956 bis 1964/65. München.

3 Ausführlich dazu unlängst Holz, Nicolas (2021): Zurück in die Zukunft. Empfehlungen zur Wiederentdeckung und Weiterentwicklung der Inneren Führung, Berlin.

4 Die britische Armee benennt sechs Werte: Courage, Discipline, Respect for Others, Integrity, Loyalty, Selfless Commitment, die in den Leitdokumenten knapp beschrieben werden. https://www.army.mod.uk/media/2698/ac72021_the_army_leadership_code_an_introductory_guide.pdf

Vgl. auch https://www.army.mod.uk/media/5219/20180910-values_standards_2018_final.pdf (Stand: 21.11.2021).

5 Belege aus Neitzel, Sönke (2020): Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik. Eine Militärgeschichte. 5. Aufl. Berlin, S. 357.

6 Dazu Biehl, Heiko (2010): Kampfmoral und Kohäsion als Forschungsgegenstand. In: Apelt, Maja (Hg.): Forschungsthema: Militär. Militärische Organisationen im Spannungsfeld von Krieg, Gesellschaft und soldatischen Subjekten. Wiesbaden, S. 139–162; Neitzel (2020), S. 16 f.

7 Vgl. vor allem Wiesendahl, Elmar (2010): Athen oder Sparta – Bundeswehr quo vadis? Bremen.

8 Beobachtungsbesuch 28/98 bei Luftlande-/Lufttransportschule Altenstadt am 22./23.04.98, BArch-MA 2/31927.

„STAATSBÜRGER IN UNIFORM“ ODER „DEUTSCHE KRIEGER“

DIE INNERE FÜHRUNG AUF DEM PRÜFSTAND?

Autor: Reinhold Janke

Innere Führung als Konsolidierungsbeitrag zum Krisenmodus

General a.D. Hans-Lothar Domröse, zuletzt Oberbefehlshaber des Allied Joint Force Command Brunssum und 2008/2009 Chef des Stabes der ISAF in Kabul, hat in einem Interview das Ende des Afghanistaneinsatzes mit dem Eingeständnis charakterisiert „... wir stehen vor einem Scherbenhaufen.“ Domröse betonte, was an Zeit, Geld, Material, Waffen, Personal, Beratung und Ausbildung investiert worden war, benannte aber auch Gründe, die zum Scheitern führten: einerseits das Versagen und die Flucht der afghanischen Staats- und Militärführung, andererseits der daraus resultierende Zusammenbruch jeglicher Kampfmoral, Verteidigungsbereitschaft und Widerstandskraft der afghanischen Streit- und Sicherheitskräfte. Domröse konstatierte selbstkritisch: „Es fehlte das ‚Wofür-man-kämpft‘, und das haben wir offensichtlich nicht ausgebildet.“¹ Trotz ambitionierter Ausbildung, Beratung und Begleitung ist es nicht gelungen, Mentalitätsmuster der ethnozentrierten, staatsfernen Stammeskultur aufzubrechen. Afghanistan ist somit auch ein Lehrstück für die Bedeutung von Legitimation, Sinnvermittlung und Führungskultur als wichtige Faktoren für systemische und individuelle Resilienzbildung. Soldaten brauchen offenbar Vorbilder und ein „Wofür“, für das es sich zu kämpfen lohnt. Die Innere Führung als Führungskultur der Bundeswehr kann auf diese Frage gute Antworten geben. Die besondere Rolle und Relevanz der Inneren Führung erweist sich bereits darin, dass sie oft fast reflexartig als Referenzrahmen und Rechtfertigungsrationale für alle möglichen Krisen dienen muss. Das kann man einerseits als Verkennung ihres Geltungsbereichs und als Überschätzung ihrer Wirkungsreichweite beklagen. Andererseits zeigt diese Inanspruchnahme, dass in Zeiten von Dynamik und Unsicherheit die Innere Führung als Kompetenzadresse gesucht wird: Sie dient als nützliches Erklärstück, als

Abstract

Der Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr hat nicht nur die Bedeutung intrinsischer Motivation und eines übergeordneten Sinns, kurz des „Wofür“, hervorgehoben. Die Erfahrungen der Soldatinnen und Soldaten stellen Politik, Gesellschaft und militärische Führung auch Fragen nach dem soldatischen Selbstverständnis und der Aktualität der Inneren Führung, die sich notwendigerweise als dynamische Konzeption begreift.

In einem breiteren historischen Rahmen setzt sich Sönke Neitzels jüngstes Buch Deutsche Krieger auf verschiedenen Ebenen kritisch mit der Inneren Führung auseinander. Zuzustimmen ist ihm beim Urteil, Politik und Militärführung seien die Vermittlung der Legitimation und Sinnhaftigkeit des Auftrags – ein Kernziel der Inneren Führung – schuldig geblieben. Wo zu Recht der Primat der Politik betont wird, muss diese auch ihrer Verantwortung der Bundeswehr gegenüber gerecht werden.

Neitzels Darstellung beruht auf der Gegenüberstellung zweier Sphären, der militärischen und der zivilen. Der Soldatenberuf führt seiner Darstellung zufolge zur Ausprägung einer Welt mit eigenen Werten und Normen, in der „tribal cultures“ der Truppengattungen für die horizontale und vertikale Kohäsion wirkmächtiger sind als ein Treue zu abstrakten Werten. Dieser Befund greift etwas zu kurz: Die Reduktion auf gelebte Kameradschaft und Mitmenschlichkeit im Ernst des Einsatzes und der Auftrags-erfüllung steht nicht per se im Widerspruch zum unverrückbaren Wertefundament der Verfassung – die eine Ebene des „Wofür“ darf die andere nicht aufheben. Für eine ernsthafte Diskussion mit Soldatinnen und Soldaten darf aber keine von beiden ausgeblendet werden.

Abschließend werden für die weitere konzeptionelle und konkrete Befassung mit der Inneren Führung fünf Punkte formuliert, darunter eine Rückbesinnung auf ihre Kerngedanken, die Bereitschaft zur Aufnahme konstruktiver Kritik und eine konsequente Persönlichkeitsbildung. Generell ist mehr Ernsthaftigkeit statt Bequemlichkeit im Umgang mit der so anspruchsvollen wie wertvollen Konzeption gefordert.

konzeptionelles Korrektiv oder als strapazierfähiges Denkmodell, das auch auf komplexe Fragestellungen diskussionsfähige Antworten anbietet.

Die Innere Führung wurde von Beginn an als eine dynamische Konzeption mit einem relativ statischen Wertefundament gedacht und angelegt. Diese Kombination stellt keinen Widerspruch dar, sondern sorgt vielmehr wie Baustahl im Beton für eine Armierung, die eine belastbare Verbindung von Stabilität und Flexibilität gewährleistet. Die Werteordnung des Grundgesetzes mit den daraus abgeleiteten ethischen Grundlagen bildet den unveränderlichen Kernbestand der Inneren Führung. Neben diesen Konstanten benötigt die Innere Führung aber auch notwendige Variablen, um auf Veränderungen reagieren zu können. Die Konstanten bilden einen festen Ruhepol, während die Variablen als flexible Wechselgrößen wirken, vergleichbar dem ästhetischen Kompositionsprinzip des Kontraposts, wo Standbein und Spielbein für Spannung und Ausgleich sorgen. Denn gerade geistige Standfestigkeit beruht nicht auf dogmatischer Starrheit, sondern entsteht aus reflektierter Beweglichkeit. Diese Agilität beugt zudem Erschöpfungstendenzen vor und trägt damit zu der bereits genannten Resilienzbildung bei. Das bedeutet aber auch, dass die Konzeption ständig einer Bedarfsanalyse und kritischen Bewertung bezüglich der Notwendigkeit zur Weiterentwicklung, Aktualisierung und Anpassung an neue Gegebenheiten und Erfordernisse bedarf. Dies gilt gerade dann, wenn disruptive Veränderungen und hybride Bedrohungsszenarien zu Verunsicherungen führen, die wiederum Einfallstore für Indoktrination, Manipulation und kontrafaktische Meinungsmache darstellen. Wir stehen heute vor Herausforderungen, deren Kontingenzsignaturen mit bisherigen Kontinuitätsgewissheiten nur noch unzureichend erklärbar und beherrschbar sind. Das Beispiel Afghanistan weist wie ein Menetekel auf künftige Szenarien. Welche Antworten können und wollen die Politik, die Gesellschaft, die militärische Führung und auch die Innere Führung ihren Soldaten und Soldatinnen, vor allem aber denjenigen unter ihnen

geben, die in Afghanistan und anderswo im Einsatz waren, dort gedient, gelitten und gekämpft haben, die Verletzungen und Verwundungen an Seele, Geist und Körper davongetragen und auch Kameraden verloren haben? Verändern solche eindrücklichen Erlebnisse und Erfahrungen das eigene soldatische Selbstverständnis? Kann das vertraute Leitbild vom Staatsbürger in Uniform seinen Gültigkeitsanspruch weiterhin behaupten, oder bedarf es einer Nachjustierung oder gar Neubewertung und Veränderung?

Vom „Staatsbürger in Uniform“ zurück zum „Deutschen Krieger“?

Der Inhaber des in Deutschland singulären Lehrstuhls für Militärgeschichte und Kulturgeschichte der Gewalt in Potsdam, Professor Dr. Sönke Neitzel, hat 2020 eine zu Recht viel beachtete und in zahlreichen Rezensionen intensiv, mitunter auch kontrovers besprochene deutsche Militärgeschichte verfasst, der er den programmatischen Titel *Deutsche Krieger*² gab. Neitzel richtet den Fokus seiner historischen Darstellung auf das Heer, da es hinsichtlich seiner Rollenrelevanz und Traditionskontinuität die Frage nach dem soldatischen Selbstverständnis insgesamt am deutlichsten widerspiegelt:

„So ist es nicht verwunderlich, dass die in der Bundesrepublik geführten großen Debatten um Tradition und Identität der Streitkräfte fast immer vom Heer ausgingen. Letztlich ging es stets um die Frage, wie es die Bundeswehr mit dem Kämpfen, Töten und Sterben hielt – eine Frage, die die Landstreitkräfte im Besonderen betraf. Der Buchtitel ‚Deutsche Krieger‘ beschreibt diese archaische Seite des Soldatenberufs.“³

Mit dem Stichwort „archaisch“ spielt Neitzel erkennbar auf den „archaischen Kämpfer“ an, den der damalige Heeresinspekteur Hans-Otto Budde 2004 als künftigen Soldatentypus für die Bundeswehr gefordert hatte. Dieses robuste Anforderungsprofil wird bis heute stark kritisiert, zumal das Attribut „archaisch“ eher Assoziationen weckt, die mit Kinobildern von menschlichen Kampfma-

schinen aus der heroischen Mythologie verknüpft sind. Allerdings formulierte Budde seine Bedarfsforderung differenzierter, indem er neben dem urwüchsigen Kämpfer auch dem modernen, technikaffinen Spezialisten das Wort redete: „Wir brauchen den archaischen Kämpfer und den, der den High-Tech-Krieg führen kann.“⁴ Mit dem lieb gewonnenen Bild vom braven „Staatsbürger in Uniform“ aus den früheren Wehrpflichtzeiten in einer vorrangig auf Landes- und Bündnisverteidigung ausgerichteten Ausbildungsarmee hatten diese Zuschreibungen nicht mehr viel zu tun. Die Auslandseinsätze der Bundeswehr hatten bereits neue Erfahrungshorizonte und Fragestellungen eröffnet, die adäquate Antworten erwarteten. Neitzels Buch verortet diese Fragestellungen in einen weiten historischen Vergleichsrahmen. Seine zentrale These ist, dass die „Deutschen Krieger“ sozusagen in einem intergenerationellen Traditionsverbund stehen, der – trotz aller Abgrenzungsbemühungen durch Traditionserlasse mit entsprechenden Ausschlussklauseln – den Kombattanten der „Reichseinigungskriege“ (1864 bis 1871) mit dem Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs sowie den Reichswehrangehörigen und den Wehrmachtsoldaten bis zum heutigen Bundeswehrsoldaten (mit Einsatzerfahrung) auf eine gemeinsame Konti-

fangenheit des eigenen militärischen Mikrokosmos den rahmenbildenden Makrokosmos von Staat und Gesellschaft mit ihren Relativierungsmechanismen zumindest partiell ausblendet:

„Verständlicher wird diese Haltung, wenn man das Militär als eine Welt mit eigenen Werten und Normen versteht, die zwar von Gesellschaft und Politik mitgeprägt wird, aber doch einen besonderen sozialen Kosmos bildet. Die reale oder potenzielle Erfahrung vom Kämpfen, Töten und Sterben unterscheidet die Streitkräfte fundamental von anderen gesellschaftlichen Gruppen. (...) Wer das Kämpfen in den Mittelpunkt seiner beruflichen Identität stellt, sucht sich besondere Vorbilder.“⁵

Die Konzeption der Inneren Führung betont stets den Primat der Politik als „Vorrang des demokratisch legitimierten politischen Willens“⁶ vor dem Militär. Diese Vorrangstellung ist weniger ein politisches Privileg als vielmehr eine besondere Verantwortung gegenüber der Bundeswehr als Exekutivorgan der Bundesrepublik Deutschland, das parlamentarisch mandatierte und damit besonders legitimierte Aufträge im Rahmen einer gesamtstaatlichen Sicherheitsvorsorge ausführt. Artikel 87 des Grundgesetzes begründet den verfassungsrechtlichen Auftrag der Bundeswehr. In diesem Verständnis wird die Bundeswehr auch als Parlamentsarmee bezeichnet. Die Legitimation dieser Auftragserfüllung wird als ein Ziel der Inneren Führung mit der Absicht definiert, „die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Dienens zu beantworten, d.h. ethische, rechtliche, politische und gesellschaftliche Begründungen für soldatisches Handeln zu vermitteln und dabei den Sinn des militärischen Auftrages, insbesondere bei Auslandseinsätzen wie in Afghanistan einsichtig und verständlich zu machen“⁷. Diesen ständigen Begründungs-, Sinnggebungs- und Vermittlungsauftrag erachtet Neitzel durch Politik und Militärführung gerade für die Auslandseinsätze als nur unzureichend erfüllt:

„Die Praxis der Inneren Führung, auf die man sich so viel einbildete, erlitt massive Schäden, weil ein Dienen aus Einsicht kaum

Der Primat der Politik ist weniger ein Privileg als vielmehr eine besondere Verantwortung gegenüber der Bundeswehr als Parlamentsarmee

nitätslinie reiht. Bei der Darstellung soldatischer Identitäten im historischen Kontext sind Neitzels Beobachtungen und kritischen Bewertungen zur Inneren Führung von besonderer Bedeutung. Zunächst konstatiert Neitzel auch für den Bundeswehrsoldaten einen Sui-generis-Anspruch, den er über den ethisch-soziologischen Sonderstatus einer Kämpferexistenz begründet, die nach seiner Bewertung in der soldatischen Selbstwahrnehmung mehr oder weniger bewusst auch auf Wehrmachtsvorbilder setzt und in der Be-

möglich war, wenn Regierung, Bundestag und Militärführung nicht willens waren, realistische Aufgaben und Ziele zu formulieren, sich stattdessen in Worthülsen flüchteten und die Soldaten mit einem gefühlten Legitimitätsdefizit in den Einsatz schickten. Verteidigte man am Hindukusch wirklich die Werte und Normen des Grundgesetzes, während man zugleich eine korrupte Regierung unterstützte, mit Kriminellen zusammenarbeitete und deren Drogengeschäfte absicherte? Kabinett und Parlament haben diese Fragen nicht beantwortet.“⁸

Das von Neitzel angesprochene „gefühlte Legitimitätsdefizit“ wird gerade von einsatzerfahrenen Soldaten immer wieder bestätigt. So fragen offenbar selbst Bundestagsabgeordnete, die das Einsatzgebiet besuchen, die Truppe vor Ort, wozu sie eigentlich da sei und was ihr Auftrag sei. Wer würde wohl einen zuvor bestellten Handwerker fragen, warum er im Badezimmer mit der Rohrzange unter dem Waschbecken liegt? Insider wissen, dass manche Abgeordnete inhaltlich nicht annähernd erfasst haben, worüber sie manchmal zu sehr später Stunde bei den Einsatzmandaten mit abgestimmt haben. Wenn aber selbst politische Entscheidungsträger das jeweilige Einsatzrational nicht erklären können oder wollen, müssen wieder die militärischen Führer den ihnen anvertrauten Soldatinnen und Soldaten Rede und Antwort stehen. Für das Vertrauen in die Politik, das Parlament und die Militärführung ist das kaum förderlich. Neitzel moniert zudem ein Vermittlungs- und Umsetzungsproblem der Inneren Führung, das bereits in der Zeit der Wehrpflichtarmee bestand. Seine Argumentationslinie zeigt jedoch Bruchstellen und wird in der pauschalen Zuspitzung der komplexen Gemengelage nicht ganz gerecht:

„Die Truppenrealität war mit dem nach außen kommunizierten Bild keineswegs identisch. Zwar beschrieben die Konzepte des Staatsbürgers in Uniform und der Inneren Führung einen wünschenswerten Idealzustand des politisch mündigen Soldaten und standen mitnichten im Gegensatz zu kampfbereiten Streitkräften. Sie waren aber zu verkopft gedacht und beschäftigten im Alltag

vor allem die Stabsoffiziere. Die Masse der Soldaten konnte mit ihnen wenig anfangen. Die Berge wohlmeinender Konzeptpapiere über die Bundeswehr als demokratische Institution konnten nichts daran ändern, dass immer weniger junge Männer gewillt waren, mit der Waffe in der Hand die Demokratie zu verteidigen.“⁹

Dass Konzeption und Realität ebenso wie Theorie und Praxis zu Divergenzen neigen, ist eine Binsenweisheit, die für alle Lebensbereiche gilt. Und die Abgehobenheit und vermeintliche Unverständlichkeit der Konzeption der Inneren Führung wird bis heu-

Der Vorwurf der Abgehobenheit und vermeintlichen Unverständlichkeit der Konzeption kommt meist von denjenigen, die sich mit der Inneren Führung offenkundig noch gar nicht ernsthaft befasst haben

te beklagt. Dieser Vorwurf kommt übrigens meist von denjenigen, die sich mit der Inneren Führung offenkundig noch gar nicht ernsthaft befasst haben. Als konstruktive Frage bleibt, wie viel Komplexitätsreduktion ohne noch hinnehmbaren Substanzverlust möglich ist. Das Vermittlungs- und Akzeptanzproblem bleibt somit bestehen, zumal sich die Aufmerksamkeitsfenster heutiger Rezipienten immer mehr zu Wahrnehmungsschiebscharten verengen. Neitzels Bewertung, dass die zunehmende Papierflut offizieller Verlautbarungen nichts an der abnehmenden Wehrwilligkeit hätte ändern können, geht an der Sache vorbei, da angehende Rekruten ohnehin erst in ihrer Grundausbildung erstmals mit dem Thema Innere Führung konfrontiert wurden. Die Verweigerungshaltung gegenüber der Wehrpflicht ist ohnehin nicht monokausal erklärbar, sondern hatte Hintergründe, Motive und Aspekte, die in mehreren Forschungssammelbänden aufgearbeitet sind.¹⁰

Legitimität und Loyalität: Die Frage nach dem „Wofür“

Sucht man in Neitzels Militärgeschichte nach weiteren historischen Herleitungen und Bezügen zur Inneren Führung, wird man vor allem dort fündig, wo er das sogenannte „innere Gefüge“ der Streitkräfte beleuchtet und den Fokus immer wieder auf die von ihm so bezeichneten „tribal cultures“ der Truppengattungen richtet – mit deren Kohäsions- und Transmissionsfunktionen in horizontaler und vertikaler Ausrichtung.¹¹ Im Rational für neue deutsche Streitkräfte zu Beginn des Kalten Krieges „lief es in der Praxis notgedrungen auf einen Kom-

folgreich unternommen. Als Kernaufgabe der Inneren Führung, die sich im Leitbild vom Staatsbürger in Uniform verkörpert und wie sie insbesondere von Wolf Graf von Baudissin verstanden wurde, beschreibt Neitzel die Erziehung zur Verfassungstreue als eine Art Surrogat für den desavouierten Patriotismus alter Prägung:

„Da das Nationalgefühl der Deutschen durch Teilung, Niederlage und Verbrechen verwundet blieb, bot sich der Verfassungsstaat für Baudissin als eine Art Ersatzvaterland an. Er nahm damit den Verfassungspatriotismus vorweg, der als Begriff erst 1970 vom Politikwissenschaftler Dolf Sternberger geprägt und fünfzehn Jahre später vom Philosophen Jürgen Habermas als unbedingte Alternative zu einem Nationalgefühl etabliert wurde.“¹³

Bereits der Mitarbeiter und spätere Antipode Baudissins Heinz Karst hat die Attraktivität dieses Loyalitätsmodells zu Recht angezweifelt. Wenn Verfassungspatriotismus verabsolutiert wird, wird er als blutleeres, intellektuelles Konstrukt wahrgenommen, das allenfalls die Hirnkammer erreicht, doch die Herzkammer als den vielleicht entscheidenderen Ort von Wehrmotivation und Kampfmoral verfehlt. Karst hat eine durchaus reflektierte Vaterlandsliebe und ein gesundes Kameradschaftsgefühl als substantziellere Motive erachtet und eng mit einem unverkrampften Traditionsbegriff verbunden, der drohendem Sinnverlust und zunehmender Symbolschwäche entgegenwirken kann.¹⁴ Die Frage nach dem „Wofür“ wird, wenn es wirklich darauf ankommt, nicht vorrangig mit Grundgesetz und Verfassungspatriotismus beantwortet, sondern vielmehr mit der geliebten Kameradschaft als „kleine Kampfgemeinschaft“ und als Schicksalsgemeinschaft in existenzieller Bewährung. Die Hinwendung zum Mitmenschen und die Verantwortung für den Kameraden wirken tausendmal authentischer als das hehrste Postulat einer abstrakten Humanitätsidee. Diese Feststellung stellt auch keine Absage an das Wertefundament dar, sondern erklärt vielmehr dessen eigentlichen Sinn. Gerade in Kampfverbänden sowie bei Soldatinnen und Soldaten mit

Die Hinwendung zum Mitmenschen und die Verantwortung für den Kameraden wirken tausendmal authentischer als das hehrste Postulat einer abstrakten Humanitätsidee

promiss zwischen militärischer Binnenlogik und innenpolitischen Vorbehalten hinaus“¹². Neitzel nennt hier die Innere Führung zwar nicht *expressis verbis*, umschreibt sie jedoch als Kompromissmodell zur Vermittlung zweier Sphären, nämlich Gesellschaft und Militär, die sich mit der deutschen Katastrophe nach 1945 tiefgreifend entfremdet hatten und durch eine angleichende Konzeption wieder zusammengeführt werden sollten. Dieser Versuch wurde mit der „Himmeroder Denkschrift“ von Oktober 1950 durchaus er-

Der Autor



Reinhold Janke, Oberst i.G., 63 Jahre, studierte Germanistik, Altphilologie und Geschichte. Nach Führungsverwendungen als Kompaniechef und Regimentskommandeur, Verwendungen als Personalstabsoffizier, ministerieller Referent und Abteilungsleiter in Kommandostäben sowie auf Ämterebene ist er derzeit Bereichsleiter Konzeption und Weiterentwicklung der Inneren Führung am Zentrum Innere Führung in Koblenz. Seine Interessenschwerpunkte sind Philosophie, Theologie, Kunstgeschichte, Militärgeschichte und Führungskultur.

Einsatzerfahrung und ausgeprägter Praxisorientierung können daher selbst noch so wohlgemeinte Herleitungen auf höherem Abstraktionsniveau und selbstreferenzielle Reflexionen oft nur das Gegenteil dessen erreichen, was beabsichtigt war: Man spricht nicht zu den Menschen selbst, sondern lediglich von ihnen, über sie oder an ihnen vorbei. Vor dieser Vermittlungsherausforderung und diesem Authentizitätsproblem stehen heute Politik, Medien, Kirchen, Verbände, Wissenschaften, Schulen und auch die Bundeswehr in vergleichbarem Maße.

Die Weiterentwicklung der Inneren Führung

Neitzels Militärgeschichte belegt in seinen Aussagen und Bewertungen zur Inneren Führung erneut, dass diese Konzeption nicht abgedankt hat, sondern weiterhin Dynamik entfaltet. Die vielfältige Kritik an der Konzeption selbst sowie an ihrer Verschriftlichung und Vermittlung bleibt erwartungsgemäß bestehen. Die Disparatheit, Widersprüchlichkeit und Unterkomplexität mancher Kritikerstimmen, oftmals bei sehr geringer Kenntnis der Textgrundlagen, erschweren jedoch einen konstruktiven Diskurs über Begriffe, Grundlagen, Ziele und Ausprägungen der Konzeption. Eingeforderte Verbesserungsvorschläge erschöpfen sich oft in Allgemeinplätzen und Partikularpositionen. Ein konzeptionell ebenbürtiges Gegenmodell gibt es nicht und wird es auch künftig nicht geben, solange die Innere Führung in ihrer gedanklichen Stringenz und Gestaltungsdynamik aussage- und damit konkurrenzfähig bleibt. Bei der Weiterentwicklung der Inneren Führung ergibt sich für Konzeption, Verschriftlichung, Vermittlung und Umsetzung eine Reihe von Überlegungen und Empfehlungen:

Erstens: Wir sollten uns wieder auf den Kerngedanken und die wesentliche Zielsetzung der Inneren Führung zurückbesinnen: Einbindung der Bundeswehr in Staat und Gesellschaft sowie Einsatzbereitschaft auf einer gemeinsamen Wertebasis, um die Sinnfrage nach dem „Wofür“ überzeugend beantworten zu können. Weiterentwicklung kann auch

darin bestehen, dass man ziellose Nebenwege meidet, erkannte Irrwege aufgibt, auf den Hauptweg zurückkehrt und das eigentliche Ziel wieder fest ins Auge fasst: Innere Führung hat in erster Linie der Einsatzbereitschaft der Bundeswehr zu dienen. Diesem

Innere Führung hat in erster Linie der Einsatzbereitschaft der Bundeswehr zu dienen

Ziel ist alles Übrige unterzuordnen. Sie ist daher auch keine Komfortzone für saturierte Verteidigungsbeamte oder Kuschelecke für Nischenexistenzen. Sie ist definitiv auch kein Instrument zur Durchsetzung überzogener Minoritätsforderungen und kein Vehikel, um Partikularinteressen zu befördern. Sobald Innere Führung Klientelpolitik auf Zuruf betreibt, verliert sie an Substanz, Kontur und Authentizität; sie wird beliebig und austauschbar. Fragwürdige Fremdanforderungen an die Innere Führung beeinträchtigen ihre konzeptionelle und applikatorische Trennschärfe und führen zudem auch regelmäßig zu einer weiteren Überfrachtung von Ausbildung und Lehre.

Zweitens: Wir dürfen uns von Gegnern der Inneren Führung nicht ins Bockshorn jagen lassen, sondern sollten die Vorzüge und Verdienste unserer Führungskultur selbstbewusst verdeutlichen. Mit konstruktiven Kritikern müssen wir stärker als bisher einen produktiven Dialog führen, berechnete Kritikpunkte aufnehmen und nach gemeinsamen Verbesserungen und Lösungen suchen. Das setzt freilich voraus, dass die eigene Kenntnis der Konzeption und die persönliche Bereitschaft zur Mitgestaltung der Inneren Führung als vorgelebte Führungskultur in überzeugendem Maße vorhanden sind. Sobald Theorie und Praxis auseinanderklaffen, leidet die Glaubwürdigkeit. Innere Führung beginnt auch nicht erst in der Truppe, sondern gilt bereits für die ministerielle Führungsebene. Eine Führungspraxis, die eine horizontale Umsetzung konzeptioneller Ziele und Vorgaben fordert, ohne für eine vertikale

Durchdringung von oben nach unten zu sorgen, schafft keine gemeinsame Führungskultur, sondern Vertrauensverlust.

Drittens: Die Dauerforderung nach „mundgerechter“ Aufbereitung und Vermittlung der

Der Lebenskundliche Unterricht der Militärseelsorge stellt kein Konkurrenzkonzept dar, sondern ist ein unverzichtbarer Komplementärbeitrag zur berufsethischen Qualifizierung

Innenen Führung ist grundsätzlich berechtigt, lenkt aber von der Bereitschaft ab, einen Eigenbeitrag zum Verständnis der Inneren Führung zu leisten. Das beginnt mit der bloßen Lektüre der Vorschrift und mündet im Bildungsanspruch eines Berufsbildes, das sich für sein Führungspersonal als „geistiger Führungsberuf“ versteht. Die Innere Führung war von Anfang an eine politische Bildungskonzeption, die auf einem ethischen und rechtlichen Fundament beruht. Wir sollten daher der Persönlichkeitsbildung mit ihren wesentlichen Facetten endlich den verdienten Stellenwert im Ausbildungssystem der Bundeswehr verschaffen.¹⁵ Der Lebenskundliche Unterricht der Militärseelsorge stellt in diesem Kontext kein Konkurrenzkonzept dar, sondern ist vielmehr ein unverzichtbarer Komplementärbeitrag zur berufsethischen Qualifizierung.

Viertens: Die „Lessons learned“ des Afghanistaneinsatzes liefern beispielhafte Beiträge, um die Bewährung der Inneren Führung im Einsatz zu verdeutlichen. Hierzu bedarf es jedoch einer umfassenden und ehrlichen Aufarbeitung, Analyse und Bewertung durch Politik, Gesellschaft, Wissenschaft und Militär. Das beginnt mit dem Einsatzrational als Legitimationsgrundlage. Das vielzitierte Struck-Verdikt, wonach die Sicherheit Deutschlands auch am Hindukusch verteidigt werde, gehört auf den Prüfstand. General a.D. Domröse hat dazu gesagt: „Damals richtig – heute zählt das nicht mehr.“¹⁶ Afghanistan ist auch keine Blaupause für künftige Szenarien, zu-

mal mittlerweile eine deutliche Rückbesinnung auf Landes- und Bündnisverteidigung erfolgt ist. Die Bundeswehr hat in Afghanistan ihren Auftrag mit den ihr zugestandenen Mitteln bestmöglich erfüllt. Für künftige Einsätze sollten klare Kriterien gelten, insbesondere eine präzise nationale Interessenfeststellung, eine konkrete Exitstrategie und die Mitverantwortung im „Vernetzten Ansatz“, notfalls eingefordert durch die ressortübergreifende Richtlinienkompetenz.

Fünftens: Schließlich müssen auch aktuelle Entwicklungen berücksichtigt werden, die bereits teilweise kontrovers diskutiert werden. Als exemplarische Reizthemen seien nur genannt: bundeswehrgemeinsame Führungskultur und Europäisierung, Digitalisierung und Drohnentechnik, Künstliche Intelligenz und Human Enhancement als Anfragen an das Menschenbild der Inneren Führung. Doch dies stellt bereits wieder ein eigenes Thema dar.

-
- 1 Interview im „heute journal up:date“ des Zweiten Deutschen Fernsehens am 16. August 2021 (ab ca. Minute 6:50), <https://www.zdf.de/nachrichten/heute-journal-update/heute-journal-update-vom-16-08-2021-100.html> (Stand: 2.12.2021).
- 2 Neitzel, Sönke (2020): Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik – eine Militärgeschichte. Berlin.
- 3 Ebenda, S. 20 f.
- 4 Vgl. Winkel, Wolfgang (2004): Bundeswehr braucht archaische Kämpfer. In: Welt am Sonntag, 29.2.2004.
- 5 Neitzel (2020), S. 12.
- 6 Zentrale Dienstvorschrift (ZDv) A-2600/1 „Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr“. Hrsg. von Bundesministerium der Verteidigung – Führungsstab der Streitkräfte I 4 (jetzt: FüSK III 3), Bonn 2008, Ziffer 310).
- 7 ZDv A-2600/1 „Innere Führung“, Ziffer 401 (erster Spiegelstrich).
- 8 Neitzel (2020), S. 551.
- 9 Neitzel (2020), S. 590.
- 10 Hierzu seien drei wesentliche Publikationen genannt, die von Sönke Neitzel jedoch nicht verwertet wurden: Opitz, Eckardt und Rödiger, Frank S. (Hg.) (1994): Allgemeine Wehrpflicht. Geschichte – Probleme – Perspektiven. Bremen.
- Foerster, Roland G. (Hg.) (1994): Die Wehrpflicht. Entstehung, Erscheinungsformen und politisch-militärische Wirkung. (Beiträge zur Militärgeschichte. Band 43. Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr.) München.
- Werkner, Ines-Jacqueline (Hg.) (2004): Die Wehrpflicht und ihre Hintergründe. Sozialwissenschaftliche Beiträge zur aktuellen Debatte. (Schriftenreihe des Sozialwissenschaftlichen Instituts der Bundeswehr. Band 2.) Wiesbaden.
- 11 Neitzel (2020), S. 17 und 19 f.
- 12 Neitzel (2020), S. 15.
- 13 Neitzel (2020), S. 266
- 14 Karst, Heinz (1964): Das Bild des Soldaten. Versuch eines Umrisses. Boppard am Rhein, S. 225 ff. Sowie: ders. (1994): Im Dienst am Vaterland. Beiträge aus vier Jahrzehnten. Zu Ehren des Autors hrsg. von Klaus Hornung. Herford, Hamburg und Stuttgart.
- 15 Vgl. Janke, Reinhold (2020): Ethische Bildung in der Bundeswehr – ein neuer Baustein zur Persönlichkeitsbildung? In: Jahrbuch Innere Führung 2020. Hrsg. von Uwe Hartmann, Reinhold Janke und Claus von Rosen. Berlin, S. 304–321.
- 16 S. Endnote 1.

DIE INNERE FÜHRUNG ALS ANTWORTVERSUCH AUF DIE FRAGE DER (MILITÄRISCHEN) GEWALT THEOLOGISCH-ETHISCHE ANMERKUNGEN ZUR GEGENWÄRTIGEN DEBATTE

Autor: Markus Patenge

Das Konzept der Inneren Führung mit seinem Leitbild des Staatsbürgers in Uniform ist für die deutsche Bundeswehr Dreh- und Angelpunkt ihrer Organisationsphilosophie und Führungskultur. Sie zielt darauf ab, das Selbstverständnis deutscher Soldatinnen und Soldaten und damit auch ihre Entscheidungen und Handlungen im militärischen Dienst an bestimmte Wertvorstellungen zu binden – nämlich an genau jene Werte, die auch das deutsche Grundgesetz schützen, fördern und verwirklichen soll: Menschenwürde, Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit, Gleichheit, Solidarität und Demokratie. Dieser nicht aufzuhebende Konnex zwischen den Verfassungswerten und dem militärischen Ethos der gesamten Bundeswehr verdeutlicht dabei in erster Linie, dass sich das soldatische Selbstverständnis gerade nicht aus einem militärischen Sonderethos speisen soll, sondern in der Mitte der Gesellschaft verankert sein muss. Damit stellt die Innere Führung eine militärpraktische Philosophie dar, die die Bundeswehr von vielen anderen Armeen weltweit unterscheidet.

Mit diesem Konzept hat sich die Bundeswehr daher radikal von einem Befehl-und-Gehorsam-Typus des soldatischen Lebens abgewendet. Soldatinnen und Soldaten werden in aller Ernsthaftigkeit als moralische Subjekte ernst genommen und gefordert, das heißt sie tragen unmittelbar Verantwortung für ihr eigenes Handeln im militärischen Dienst. Im Rahmen der rechtlichen Bestimmungen ist daher nicht der Befehl, sondern das je eigene Gewissen der Soldatinnen und Soldaten Richtschnur ihrer Handlungen. Es würde aber zu kurz greifen, die Innere Führung lediglich auf ihre individuelle ethischen Implikationen zu reduzieren. Sie hat darüber hinaus auch einen wichtigen systemischen Wert für das militärische Gefüge Deutschlands. Die Innere Führung soll nämlich gewährleisten, dass innerhalb der Bundeswehr nicht allein eine reine Militärlogik zum Maßstab der einsatzbezogenen Praxis gemacht wird. Welches Vorgehen in einer konkreten militärischen Lage von den Soldatinnen und Soldaten gefordert ist, darf sich nicht allein aus dem militärisch Notwendigen ergeben, vielmehr soll sich die soldatische Praxis im Letzten an einer menschenrechts-

Abstract

Die Innere Führung bindet soldatische Entscheidungen und Handlungen unauflösbar an die Werte des Grundgesetzes, nimmt Soldatinnen und Soldaten als moralische Subjekte in die Pflicht und bettet das rein militärische Denken in eine menschenrechtsbasierte Friedenslogik ein, an der sich ihre innere Organisation und ihr Auftreten nach außen zu orientieren haben.

Der restriktive Gewalteininsatz der deutschen Streitkräfte in Afghanistan lässt sich als Beleg dieser „ethischen Erfolgsgeschichte“ lesen. Die Erfahrungen realer Kampfeinsätze haben aber zugleich den existenziellen Ernst des Soldatenberufs vor Augen geführt und die Kritik an der Inneren Führung bzw. die Debatte um ein adäquates militärisches Ethos (mit den Idealtypen „Athen“ und „Sparta“) neu belebt.

Für Opfer, Beobachter und Ausübende birgt Gewalt stets die Gefahr einer Verstetigung zu endlosen Spiralen, bei der vergangene Gewalt neue Gewalt begründet. Werte wie Frieden und Menschenwürde sind als Antwort auf diese universalmenschliche Erfahrung zu verstehen; das Militär darauf zu verpflichten bedeutet, auch militärische Gewalt – die vom Standpunkt einer theologischen Ethik legitimiert sein kann – fundamental zu problematisieren und einzuhegen.

Es führt die Innere Führung und ihren ethischen Gehalt daher ad absurdum, ihr pauschal die Tauglichkeit für (Kampf-)Einsätze abzusprechen. Um einer Entfremdung und Entkoppelung vorzubeugen, sollten sich Bundeswehr und Gesellschaft jedoch auf möglichst breiter Basis damit auseinandersetzen, inwiefern sich Aspekte eines „spartanischen“ Ethos in die Konzeption integrieren lassen.

basierten Friedenslogik orientieren. In diesem Sinne muss sich die Bundeswehr – gerade und vor allem in ihren Einsätzen – stets als Armee für den Frieden verstehen und ihr Tun an der Ermöglichung, Durchsetzung und Bewahrung dieses Friedens orientieren. Durch die Innere Führung hat sich die Bundeswehr also nicht nur verpflichtet, diese Werte innerhalb der eigenen Organisationskultur – soweit es die besonderen soldatischen Pflichten zulassen – zu implementieren, sondern auch deren Durchsetzung nach außen zu fördern.

Doch auch damit ist die Funktion der Inneren Führung noch nicht vollkommen erfasst. Denn sie soll schließlich noch sicherstellen, dass es zu keiner Entfremdung zwischen Militär und Gesellschaft kommt. Als Staatsbürger in Uniform sollen Soldatinnen und Soldaten eben integraler Bestandteil der staatsbürgerlichen Gemeinschaft sein und bleiben, indem sie sich deren Werte aneignen, diese repräsentieren und gegebenenfalls mit militärischen Mitteln verteidigen.

Erfreulicherweise konnte der beendete Einsatz der Bundeswehr in Afghanistan nun auch zeigen, dass die Theorie der Inneren Führung ihren militärpraktischen Niederschlag in der Truppe findet: „Exzesse und Entgrenzungen [...] sind über die deutschen Streitkräfte nicht bekannt geworden. Der durch das Primat des Zivilen justierte ethische und moralische Wertekompass konnte offenbar stärkere Gewaltzurückhaltung habitualisieren und derartige Ereignisse in größerem Umfang verhindern. Deutsche Soldatinnen und Soldaten waren augenscheinlich so sozialisiert, dass übertriebene Brutalitäten eingedämmt, eine gewisse Mäßigung des Kampfes gewährleistet und einer völligen Enthemmung entgegengetreten werden konnte. Als mündige Staatsbürger reflektieren und prüften sie ihr Handeln gemäß den Grundsätzen der Inneren Führung anscheinend tatsächlich nicht nur unter militärischen, sondern auch unter humanistischen und moralischen Gesichtspunkten.“¹

So ist die Innere Führung eigentlich eine ethische Erfolgsgeschichte der deutschen Bundeswehr, wenn sie nicht auch Anlass zu tiefgreifender Kritik innerhalb der Streitkräfte böte.

Die Debatte über die Innere Führung

Obwohl im Afghanistan-Einsatz also durchaus die positiven Effekte der Inneren Führung erfahrbar wurden, ist er doch gerade zum Anlass geworden, über Sinn und Unsinn dieses Konzeptes trefflich zu streiten. Man sollte nun aber nicht darüber hinwegsehen, dass diese Debatte keinesfalls neu ist, vielmehr kann sie sich in eine kritische Tradition einreihen, die die Innere Führung seit ihrer Einführung beständig begleitet hat. Durch die Transformation der Bundeswehr von einer Verteidigungsarmee hin zu einer Einsatzarmee hat diese Diskussion aber eine neue dramatische Qualität gewonnen: Es ist Realität geworden, dass deutsche Soldatinnen und Soldaten fern der Heimat in Kampfhandlungen ver-

Das soldatische Handwerk lässt sich nicht auf eine uniformierte Entwicklungszusammenarbeit umdeuten

wickelt sind. Im Fall der Fälle müssen sie töten und sehen sich mit der realen Gefahr konfrontiert, auch selbst getötet zu werden. Diese Entwicklung hat nicht nur der deutschen Öffentlichkeit, sondern auch der Bundeswehr selbst vor Augen geführt, was der Soldatenberuf bedeutet. Das soldatische Handwerk lässt sich nicht auf eine uniformierte Entwicklungszusammenarbeit umdeuten; zu ihm gehört essenziell auch die Beherrschung und Anwendung des Kriegshandwerkszeugs.

Angesichts dieser veränderten Lage werden immer mehr Stimmen laut, die in der Inneren Führung ein aus der Zeit gefallenes soldatisches Selbstverständnis erkennen wollen, das den neuen Herausforderungen der Bundeswehr nicht gerecht wird. In ihrer moderaten Form zielt diese Kritik auf eine Weiterentwicklung der Inneren Führung, während radikalere Vertreterinnen und Vertreter fordern, die Innere Führung möge vom Staub der Geschichte der Bundeswehr bedeckt werden.

Paradigmatisch stehen sich in dieser Diskussion zwei Lager gegenüber, für die sich in der Literatur die Etiketten „Athener“ und „Spartaner“ etabliert haben.² Das athenische Modell

propagiert ein soldatisches Ethos im Sinne der Inneren Führung. In diesem ist das soldatische Leben durch ein aufgeklärtes und reflektiertes Verständnis der genannten Werte charakterisiert, die Soldatinnen und Soldaten als Ultima Ratio auch mit militärischen Mitteln zu verteidigen bereit sind. Demgegenüber rückt das Bild des Spartaners den Aspekt des Kampfes in das Zentrum des Militärischen und verlangt von den Soldatinnen und Soldaten das, was man als traditionelle soldatische Tugenden bezeichnen kann: Tapferkeit, Gehorsam, Pflichterfü-

Der ernsthafte Dialog über die Innere Führung muss zwingend in einer breiten gesellschaftlichen Debatte verankert sein. Auf keinen Fall darf er sich auf einen bundeswehrinternen Diskurs verengen

lung, Treue, Entschlossenheit und militärische Professionalität. Diese Debatte, die auch Sönke Neitzel in seinem Buch *Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik – eine Militärgeschichte*³ aufgreift, lässt sich vereinfacht auf folgende Frage zuspitzen: Finden Soldatinnen und Soldaten in der Inneren Führung ein ethisches Konzept, das sie auch dazu befähigt, Gefechts-situationen militärisch erfolgreich zu bestehen? Oder anders formuliert: Brauchen wir angesichts der veränderten Einsatzrealität der Bundeswehr mehr spartanische Soldatinnen und Soldaten und weniger athenische?

Im Folgenden wird aus einer theologisch-ethischen Perspektive aufgezeigt, dass das Konzept der Inneren Führung gerade auch im realen Einsatz seine Berechtigung hat und nicht zugunsten eines reinen Kampfethos aufgegeben werden darf. Trotz dieser klaren Positionierung soll kein Missverständnis entstehen: Die Debatten um die Innere Führung sind wichtig und müssen auch in aller Offenheit geführt werden. Gerade weil Soldatinnen und Soldaten in der Mitte der Gesellschaft stehen sollen, braucht es die beständige Vergewisserung über die ethisch-normativen Grundlagen unserer Gesellschaft. Es ist ein großes Verdienst der Führung der Bundeswehr, die Innere Führung als dynamisches Konzept beschrieben zu haben. Obschon die Kerngehal-

te der Inneren Führung als unveränderlich angesehen werden, soll das Konzept zugleich so weit offen sein, dass es mit gesellschaftlichen Veränderungen Schritt halten kann. Der ernsthafte Dialog über die Innere Führung muss daher zwingend in einer breiten gesellschaftlichen Debatte verankert sein und darf sich auf keinen Fall auf einen bundeswehrinternen Diskurs verengen. Eine solche Entwicklung würde nämlich gerade die Innere Führung von innen aushöhlen und ihrer Zielsetzung widersprechen. Eine der wichtigsten Aussagen aus der Zentralen Dienstvorschrift zur Inneren Führung lautet daher: „Darüber hinaus unterliegt sie [die Innere Führung] angesichts der weltweiten politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Veränderung einer andauernden Notwendigkeit zur Weiterentwicklung. Diese wird durch einen lebendigen Dialog der Soldatinnen und Soldaten untereinander und mit Personen und Institutionen außerhalb der Bundeswehr gefördert.“⁴

Dieser Dialog ist aber keinesfalls eine Einbahnstraße. Als Bestandteil unserer Gesellschaft ist es zwar zunächst Aufgabe der Bundeswehr, den sich beständig wandelnden Vorstellungen zu folgen, aber auch die Gesellschaft muss sich einem kontinuierlichen Lernprozess stellen. So ist zu erkennen, dass große Teile der Gesellschaft immer noch mit der veränderten Rolle der Bundeswehr hadern. Und dies obwohl der erste Kampfeinsatz der Bundeswehr im Kosovo-Krieg auf das Jahr 1999 datiert – also schon mehr als 20 Jahre zurückliegt. Vor diesem Hintergrund ist die Frage legitim, ob das gesellschaftliche Fremdeln mit der neuen Bundeswehr auch jene Tendenzen befördert, die innerhalb der Bundeswehr ein Ethos sui generis etablieren wollen.

Die Frage nach der Gewalt als Existenzberechtigung der Inneren Führung

Das Konzept der Inneren Führung ist das Ergebnis eines Reflexionsprozesses über die militärische Tradition Deutschlands bis zum Zweiten Weltkrieg. Wie auch das Grundgesetz ist sie aber vor allem aus den Erfahrungen der NS-Zeit sowie des Zweiten Weltkrieges erwachsen. So wie das deutsche Grundgesetz eine radikale Abkehr von der nationalsozialistischen Ideologie und

Staatskonzeption darstellt, distanziert sich die Innere Führung durch ihre Wertbindung in aller Deutlichkeit von einem soldatischen Selbstbild, das die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges mit ermöglicht hat.

So wichtig die Bindung der Inneren Führung an verfassungsrechtliche und menschenrechtsbasierte Werte auch ist, ihre eigentliche Existenzberechtigung ist tiefer zu suchen. Denn auch diese Werte sind Antworten auf die universal-menschliche Erfahrung der Gewalt. So ist auch die Innere Führung ein Instrument zur Beherrschung und Minimierung (militärischer) Gewalt. In ihrem Hirtenwort „Soldaten als Diener des Friedens“ schreiben die deutschen Bischöfe daher: „Für einen verantwortlichen Umgang mit Gewaltmitteln kommt aber dem Verständnis der spezifischen Dilemmata beim Einsatz militärischer Instrumente eine zentrale Bedeutung zu. Denn die Anwendung von Gewalt bringt grundsätzlich die Gefahr mit sich, dass sich die Gewaltausübenden in die Gewalt verstricken, somit selbst zu einem Teil der Gewalt werden und damit auch ihre Persönlichkeiten bzw. ihre gesellschaftlichen und politischen Zusammenhänge auf das Empfindlichste schädigen. Ein kritisches Verhältnis zur Gewalt sowie zu ihren Dynamiken ist eine notwendige Voraussetzung, um den in der Gewaltausübung unausweichlich begründeten Übeln zu wehren.“⁴⁵ Interessanterweise deckt sich diese kirchliche Sichtweise auch mit Äußerungen aus dem Militär. So konstatiert beispielsweise Oberstleutnant i.G. Marcel Bohnert: „Die Innere Führung soll durch die gesellschaftliche Einbindung und Staatsnähe des Militärs einer Einhegung und Kontrolle militärischer Gewalt dienen.“⁴⁶ Es ist deswegen unumgänglich, im Kontext der Inneren Führung der Frage nach der Gewalt nachzugehen.

Gewalt – in welcher Form auch immer sie auftreten mag – ist vom Standpunkt einer theologischen Ethik aus stets ein schwerwiegendes Übel. Sie stellt in aller Regel einen schweren Eingriff in die Menschenrechte der Opfer von Gewaltanwendung dar, indem sie das Recht auf körperliche Unversehrtheit oder gar das Recht auf Leben eklatant verletzt.

Damit ist aber das Gewaltphänomen noch nicht ausreichend charakterisiert. Gewalt ist nämlich kein einzelner, in sich abgeschlossener

Akt, vielmehr hat sie eine zeitliche Dimension, die wiederum Auswirkungen auf verschiedene Personengruppen hat. So wohnt der Gewalt zunächst eine Zukunftsdimension inne, die noch lange über die eigentliche Gewalthandlung hinauswirkt. Wenn wir zunächst auf die Opfer von Gewalthandlungen blicken, wird diese Zukunftsmächtigkeit der Gewalt unmittelbar evident. Denn sie tragen noch sehr lange, oft ein Leben lang, an den seelischen und körperlichen Folgen gewaltsamer Handlungen. Wir wissen, dass solche Erlebnisse in vielfältiger Weise ihr alltägliches Leben in Besitz nehmen: Sei es durch körperliche Einschränkungen, durch psychische Folgen, wie Unsicherheit, Angst, Depressionen oder gesellschaftliche Konsequenzen, zum Beispiel durch eine Stigmatisierung als Opfer, durch eine Exklusion vom gesellschaftlichen Leben und vieles mehr.

Wie die Bischöfe geschrieben haben, zeitigt Gewalt aber nicht nur Folgen für die Opfer. Auch bei denjenigen, die sie ausüben, kann dies schwere Folgen nach sich ziehen. Gerade wenn sie wiederholt Gewalt anwenden, kann dies zu einer gewissen Abstumpfung führen, die die Hemmschwelle für weitere Gewalthandlungen gefährlich absenkt. Hier besteht die Gefahr, dass sich Gewaltausübende einen Habitus aneignen, der sie durch die Gewöhnung an die Gewalt emotionslos gegenüber den Folgen ihrer Handlungen werden lässt. Sie können aber auch innerlich daran zerbrechen und müssen fortan mit der Last ihrer Handlungen leben.

Auf den ersten Blick vollzieht sich Gewalt zwischen Ausübenden und Opfern. Doch Gewalt kann auch enorme Auswirkungen auf die Zuschauenden haben. Sie können ebenso traumatisiert werden, Gefühle von Ohnmacht und Entsetzen, vielleicht auch von Genugtuung oder Zustimmung erfahren – häufig tritt auch bei ihnen ein gewisser Gewöhnungseffekt auf.

Es ist darum nicht verwunderlich, dass aus dieser komplexen Gemengelage oft als Reaktion neue Gewalt hervorgeht, die in einer scheinbar nicht enden wollenden Gewaltspirale mündet, in der auch die Intensität der Gewalt stetig zunimmt. Gerade weil sich der lange Schatten der Gewalt so über alle Beteiligten legt, ist es eine gefährliche Verengung, Gewalt als rein individuelles Geschehen zu betrachten. Ihre toxische

Wirkung wird erst dann zur Gänze erfasst, wenn sie auch in ihren sozialen Auswirkungen reflektiert wird. Gewalterfahrungen – ob aktiv oder passiv – können ganze Gesellschaft so in Besitz nehmen, dass sie zu einem zentralen Kristallisationspunkt ihrer Identität werden. Man denke hierbei nur an die Verantwortung, die Deutschland auch heute noch für den Zweiten Weltkrieg

Auch als Diener des Friedens ist die Vorbereitung auf den Kampf und die Bewährung in ihm fester Bestandteil des Soldatenberufs

zu tragen hat, oder daran, wie stark die Erfahrung des Kolonialisiertwerdens im Bewusstsein vieler Länder und Gesellschaften des globalen Südens verwurzelt ist.

Aus der hier nur kurz skizzierten Wirkmacht der Gewalt auf Zukunft hin wird auch unmittelbar deutlich, dass Gewalt eine Vergangenheit hat. Selten ereignen sich Gewalthandlungen aus dem Nichts heraus. Sie haben in der Regel eine Vorgeschichte, ohne die aktuelle Gewalt weder verstanden noch überwunden werden kann. Eine tiefgehende Analyse aktueller – aber auch vergangener – Gewalthandlungen zeigt dabei, dass ihre Entstehungsgeschichten äußerst komplex sind und häufig weit in die Vergangenheit zurückragen. Hinzu kommt, dass die verschiedenen am Konflikt beteiligten Gruppen oft unterschiedliche Narrative in Bezug auf die herrschende Gewalt haben. Der Israel-Palästina-Konflikt mag hier geradezu exemplarisch für die vielen Gewaltgeschichten stehen. Die Suche nach einer objektiven Wahrheit in diesen Geschichten dürfte von vornherein zum Scheitern verurteilt sein.

Der Autor



Dr. Markus Patenge ist promovierter katholischer Theologe mit Schwerpunkt auf der theologischen Ethik. Nach Studien an der Katholischen Hochschule Mainz und der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen war er wissenschaftlicher Mitarbeiter in Sankt Georgen und an der Universität Würzburg. Nach Stationen am Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften und am Institut für Weltkirche und Mission ist er seit 2019 Referent für den Arbeitsbereich Frieden bei der Deutschen Kommission Justitia et Pax.

Diese kurzen Ausführungen zur Gewalt reichen bereits, um aufzuzeigen, dass Gewalt eine schwerwiegende Störung des menschlichen Zusammenlebens darstellt. Vor diesem Hintergrund mag es daher überraschen, dass weder die katholische Theologie noch die katholische Kirche Gewalt grundsätzlich ethisch verbieten. Die über Jahrhunderte gewachsene Friedenslehre der Kirche ist nahe genug am Leben der Menschen, um zu wissen, dass es Situationen gibt, in denen ein Eingreifen mittels Gewalt ethisch gerechtfertigt sein kann. Doch wegen der schweren negativen Folgen der Gewalt muss zumindest realistisch in Aussicht gestellt sein, dass durch die Gewalthandlung entsprechend wichtige Güter und Werte geschützt werden können. Das Paradebeispiel hierfür ist die Notwehr oder die Selbstverteidigung, in der es nach dem Prinzip der Verhältnismäßigkeit erlaubt sein kann, den Angreifer gewaltsam unschädlich zu machen oder – als Ultima Ratio – zu töten. Gerechtfertigt wird dies, wenn beispielsweise das eigene Leben in ernster Gefahr ist. Das Recht auf Notwehr kann aber auch ausgeweitet werden. So kann jemand auch stellvertretend für einen anderen „Notwehr“ leisten, wenn das Opfer nicht selbst in der Lage ist, sich zu schützen oder sich zur Wehr zu setzen. Auch ganze Gesellschaften haben ein Recht auf Notwehr, was – man kann dies nicht oft genug betonen: als letztes Mittel – einen Verteidigungskrieg rechtfertigen mag.

Gerade wenn aber Dritte von Gewalthandlungen bedroht werden, nimmt das Notwehrrecht eine wichtige ethische Wendung. Aus dem Recht auf Notwehr kann nämlich eine Pflicht zur Hilfe werden, und zwar dann, wenn man selbst dazu beitragen kann, die Notsituation des anderen abzuwenden. Das deutsche Strafgesetz hat diese Pflicht – freilich in einem anderen Kontext – sogar rechtlich kodifiziert, indem § 323c StGB die unterlassene Hilfeleistung unter Strafe stellt. Aus der Perspektive dieses Wandels ist es daher keinesfalls falsch zu sagen, dass ein Staat die ethische Pflicht hat, für den Schutz seiner Bürgerinnen und Bürger zu sorgen. Hieraus ergibt sich dann auch im Weiteren eine ethische Legitimierung des Responsibility-to-protect-Ansatzes, der zu Unrecht aus dem Bewusstsein der internationalen Politik verschwunden ist. Wenn schwerste Menschenrechtsverletzungen an Per-

sonen oder an ganzen Bevölkerungsgruppen verübt werden, dann hat die internationale Staatengemeinschaft die Pflicht zu intervenieren. Die jüngsten Erfahrungen dieser Art von Einsätzen haben aber schmerzlich gezeigt, dass es nicht reicht, nur militärisch zu intervenieren. Vielmehr muss ein langfristig angelegter Prozess der Konflikttransformation und der Versöhnung initiiert werden, um die Möglichkeit eines dauerhaften Friedens zu eröffnen.

Innerhalb der theologischen Ethik ist Gewalt also nicht grundsätzlich verboten. Auch wenn sie stets ein Übel ist, kann sie erlaubt oder auch geboten sein, wenn durch ihren Einsatz essenzielle Güter gesichert, schwere Menschenrechtsverletzungen beendet werden und sie im Dienst eines anhaltenden Friedens steht.

Impulse zur Debatte um die Weiterentwicklung der Inneren Führung

Die an der Verfassung orientierte Wertbindung der Inneren Führung bleibt auch in Zukunft unverzichtbar. Sie stellt sicher, dass militärische Gewalt nicht zum Selbstzweck wird oder aus niederen Motiven angewandt wird. Sie ist nur dann legitim, wenn sie sich als wirksames Instrument zur Wahrung oder Durchsetzung dieser Werte, insbesondere der Menschenwürde, erweist. So beinhaltet die Innere Führung die Maxime, dass oberstes Ziel militärischer Gewalt stets der Frieden sein muss. Nur innerhalb des Rahmens, den die Innere Führung vorgibt, kann sich die Bundeswehr – trotz oder auch durch ihre Einsätze – als Armee für den Frieden erweisen. Daher behält auch folgende Aussage der deutschen Bischöfe bleibende Bedeutung: „Denn sobald die anspruchsvollen ethischen Voraussetzungen für den Umgang mit Gewaltmitteln nicht mehr bewusst sind oder in Zweifel geraten, kann auch der angemessene Umgang mit diesen Mitteln nicht mehr sicher erwartet werden – mit weit reichenden Folgen für alle Betroffenen.“⁷

Es würde diesen Ansatz deswegen geradezu karikieren, wenn er im Angesicht der Einsätze der Bundeswehr aufgegeben würde. Sie stellen nämlich das Experimentum Crucis für die Ernsthaftigkeit der Inneren Führung dar.

Dieser hohe ethische Anspruch darf aber nicht über die Lebenswirklichkeit der Soldatinnen und Soldaten hinwegtäuschen. Auch als Diener des Friedens ist die Vorbereitung auf den Kampf und die Bewährung in ihm fester Bestandteil dieses Berufs. Soldatinnen und Soldaten werden ausgebildet, um militärische Gewalt anwenden zu können. Die letzten Jahrzehnte haben gezeigt, dass dies nicht graue Theorie, sondern ein reales Szenario ist. Um diesen Herausforderungen gewachsen zu sein, sollte der Ansatz der Inneren Führung die Möglichkeit bieten, auch Elemente des sogenannten spartanischen Ethos zu integrieren. Allerdings muss sich dieses im Rahmen der bereits genannten Werte bewegen. Aus diesem Grund täte die Führung der Bundeswehr gut daran, hier selbst aktiv voranzugehen und ein solches Ethos in einem konstruktiven Dialog mit den Soldatinnen und Soldaten und der Zivilgesellschaft zu entwickeln. Nur so kann es gelingen, von vornherein solchen Tendenzen entgegenzuwirken, die in einzelnen Truppenteilen ein Sonderethos etablieren wollen, das weder im Einklang mit den Werten der Inneren Führung steht noch auf einen Konsens innerhalb der Gesellschaft hoffen kann. Auch im Kampf sollen Soldatinnen und Soldaten Staatsbürger in Uniform sein und den Frieden als Primat ihres Auftrags verstehen.

1 Bohnert, Marcel (2017): *Innere Führung auf dem Prüfstand. Lehren aus dem Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr*. Norderstedt, S. 80.

2 So zum Beispiel bei Wiesendahl, Elmar (2016): *Bundeswehr ohne Halt. Zu Fehlentwicklungen der Inneren Führung*, in: *Ethik und Militär. Kontroversen der Militärethik und Sicherheitskultur 01/2016*, S. 43-47, S. 45. <http://www.ethikundmilitaer.de/de/themenueberblick/2016-innere-fuehrung/wiesendahl-bundeswehr-ohne-halt-zu-fehlentwicklungen-der-inneren-fuehrung/> (Stand: 12.11.2021).

3 Vgl. Neitzel, Sönke (2020): *Deutsche Krieger. Vom Kaiserreich zur Berliner Republik – eine Militärgeschichte*. Berlin.

4 Bundesministerium der Verteidigung (Hg.) (2008): *Zentrale Dienstvorschrift A-2600/1 „Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur*. <https://www.bmvg.de/resource/blob/13998/01082632986ceeb2c82c36c61785fec9/b-01-02-01-download1-data.pdf>, S. 108. (Stand: 31. August 2021).

5 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.) (2005): *Soldaten als Diener des Friedens. Erklärung zur Stellung und Aufgabe der Bundeswehr*. Bonn, S. 6.

6 Bohnert (2017), S. 94.

7 Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Hg.) (2005), S. 15.

MILITÄRISCHE TUGENDEN FÜR DIE HEUTIGE ZEIT

Autor: Peter Olsthoorn

Die Bewältigung internationaler Krisen – von humanitärer Hilfe über friedenserhaltende Maßnahmen bis hin zu friedenserzwingenden Maßnahmen und Wiederaufbau nach Konflikten – stellt gegenwärtig die zentrale Aufgabe der meisten Streitkräfte dar. Es liegt auf der Hand, dass diese neuen Operationen den Angehörigen des Militärs ein hohes Maß an Selbstbeherrschung abverlangen, da sie ihren Dienst unter Bedingungen ableisten müssen, die im Allgemeinen als anstrengend, bisweilen auch frustrierend erlebt werden. Ereignisse im Irak und in Afghanistan, etwa die Tötung von 39 Zivilisten durch australische Spezialeinheiten in Afghanistan im Zeitraum von 2005 bis 2016, zeigen die Bedeutung der Prävention auf. Es muss verhindert werden, dass Militärangehörige die Grenze zwischen legitimer und unrechtmäßiger Gewalt überschreiten.¹

Deshalb setzen die Streitkräfte traditionell auf Regeln und Verhaltenskodizes. Regeln verdeutlichen den Soldatinnen und Soldaten, welche Handlungen über die Grenzen des Zulässigen hinausgehen. Eine regelbasierte Ethik verweist auf die Bedeutsamkeit universeller, kategorisch verbindlicher moralischer Normen. Das Vertrauen auf die positive Wirkung von Vorschriften und Kodizes hat jedoch auch seine Schattenseiten. Einigen Positionen zufolge ist die Wirkung von Verhaltenskodizes von vornherein eher begrenzt², während andere darauf verweisen, regelbasierte Ansätze seien insgesamt zu starr und zudem weitgehend unwirksam, wenn sich keine Zeugen am Ort des Geschehens befänden. Regeln können die individuelle Fähigkeit, den moralischen Aspekt des eigenen Handelns zu erkennen, sogar behindern – auch wenn gerade dies erkennbar eine wichtige Voraussetzung für eine moralisch fundierte Entscheidungsfindung bildet. Obwohl Regeln im Idealfall festschreiben, was gerecht ist, kann dennoch im konkreten Fall das Gegenteil eintreten. Die mehr oder weniger gedankenlose Befolgung von Regeln kann also unter bestimmten Umständen zu „Gehorsamsdelikten“ führen.³ Vorschriften

Abstract

Wie lässt sich vermeiden, dass Militärangehörige unrechtmäßig Gewalt anwenden? Ausgehend von den Unzulänglichkeiten eines rein regelbasierten Ansatzes und der Tatsache, dass viele Streitkräfte verstärkt auf Charakterbildung setzen, werden die Eignung der Tugendethik hierfür und typische Herangehensweisen kritisch betrachtet. Die drei untersuchten Komplexe werfen zudem weitere

Fragen auf – etwa nach der generellen Vermittelbarkeit von Tugenden –, die eine ernsthafte Auseinandersetzung erfordern.

Zunächst wird anhand der veränderten Aufgaben moderner Streitkräfte die Vorstellung widerlegt, es existierten zeitlose, „klassische“ militärische Tugenden wie körperlicher Mut. Mit Blick auf heutige Missionen erscheinen eher Tugenden der Zurückhaltung erforderlich. Sich dafür auf die vier aufeinander bezogenen und weniger militärspezifischen Kardinaltugenden Mut, Weisheit,

Mäßigung und Gerechtigkeit zu beziehen könnte Militär und Zivilgesellschaft einander annähern und wäre zugleich ein konsequenter Schritt in Richtung Persönlichkeitsbildung.

Respekt als Beispiel einer solchen „zeitgemäßen“ inklusiven Tugend wurde bereits in einigen Streitkräften in den Wertekanon aufgenommen. Es zeigt sich aber, dass er sich oft nur auf die Angehörigen der eigenen Organisation bezieht. Ebenso unangemessen ist es, damit moralischen Relativismus zu begründen und unmoralische Praktiken, etwa den verbreiteten sexuellen Missbrauch afghanischer Jungen durch Männer in Machtpositionen („boy play“), widerspruchslos hinzunehmen.

Schließlich wird nach der generellen Eignung eines tugendbasierten Ansatzes für die Ethikausbildung gefragt, denn die sozialpsychologische Forschung hat den starken Einfluss situativer Faktoren auf das Verhalten nachgewiesen. Deren Erkenntnisse machen ihn nicht wertlos, müssen aber in die militärische Persönlichkeitsbildung integriert werden.

sind im Allgemeinen unflexibel – auch dann, wenn Flexibilität offensichtlich erforderlich wäre. Deshalb sollten Soldatinnen und Soldaten in ihrer Entscheidungsfindung einen gewissen Ermessensspielraum haben.⁴

Um von dieser Autonomie im Sinne der Ethik Gebrauch zu machen, benötigen Soldatinnen und Soldaten eine entsprechende Bereitschaft. Aus diesem Grund sehen viele Angehörige der Streitkräfte einen tugendbasierten Ansatz für die Militäretik sowie die Ausbildung in diesem Fach als notwendiges Gegenstück zu „von oben“ auferlegten Regeln. Die Tugendethik entspricht der zu beobachtenden Tendenz, in der Ethikausbildung von einem funktionalen zu einem persönlichkeitsbasierten Ansatz überzugehen, der auf die Förderung der menschlichen Qualitäten der Soldatinnen und Soldaten abzielt. Grundlage ist hierbei vor allem die Annahme, dass aus Menschen mit einem schlechten Charakter höchstens effektive, aber vermutlich keine moralisch integren Soldatinnen bzw. Soldaten werden. Ein solcher Ansatz passt gut zu dem Selbstverständnis der meisten Streitkräfte, die in der Charakterbildung eine ihrer wichtigsten Aufgaben sehen. Doch bedauerlicherweise wurde der tugendethische Ansatz vielerorts allzu sorglos übernommen.

In der Tat gibt es eine ganze Reihe offener Fragen rund um die Eignung der Tugendethik für die Streitkräfte. Dieser Beitrag behandelt drei der dringlicheren. Die wichtigste Frage ist natürlich zunächst einmal, *welche* Tugenden wir brauchen. Entstehen durch den Wandel der militärischen Aufgaben neue Tugenden? Haben bestimmte Tugenden im Laufe der Zeit an Bedeutung gewonnen? Haben andere an Bedeutung verloren? Im Anschluss an die Erörterung dieser Fragen behandelt dieser Aufsatz eine Tugend, die zwar zeitgemäß erscheint, die wir aber vielleicht nicht wirklich brauchen, zumindest nicht in all ihren Ausprägungen. Der letzte Abschnitt vor der Schlussfolgerung befasst sich schließlich mit der ernüchternden Frage, ob Tugenden als solche überhaupt von Bedeutung sind.

Welche Tugenden brauchen wir?

Welche Tugenden die Angehörigen der Streitkräfte von heute brauchen, hängt zumindest teilweise davon ab, ob die Definition einer Tugend von Ort und Zeit abhängig ist. Auf den ersten Blick überzeugt die Behauptung, dies sei grundsätzlich *nicht* der Fall. Einige militärische Tugenden ziehen sich konstant durch alle Epochen und Kulturen, etwa weil sie wichtige Funktionen in den Streitkräften erfüllen.⁵ Körperlicher Mut⁶ als archetypische Militärtugend scheint ein klassischer Fall zu sein. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sich das Verständnis von soldatischem Mut im Lauf der Zeit verändert hat. Aristoteles' berühmte Definition von Mut als Mittelwert zwischen Unbesonnenheit und Feigheit etwa⁷ passte genau

Körperlicher Mut scheint ein klassischer Fall einer zeit- und ortsunabhängigen militärischen Tugend zu sein. Bei näherer Betrachtung zeigt sich jedoch, dass sich das Verständnis von soldatischem Mut im Lauf der Zeit verändert hat

zur Hoplitenkriegsführung seiner Zeit: Sowohl ein Übermaß als auch ein Mangel hätte die organisierte Einheit der Phalanx zerstört. In der Gegenwart ist zu beobachten, dass diese Art des körperlichen Muts durch das Entstehen neuer Technologien zumindest für Teile des Militärs obsolet geworden ist: Für Cyberangriffe oder die Steuerung von Drohnen zum Beispiel erscheint sie vollkommen irrelevant. Möglicherweise ist hier Zivilcourage gefragt, eine Unterart von Mut, die uns zur Loyalität unseren Grundsätzen gegenüber verpflichtet, auch gegen konträre Auffassungen.⁸ Bei anderen typischerweise angeführten militärischen Tugenden, wie Loyalität, Disziplin oder Gehorsam, ist schon deutlich weniger klar zu erkennen, welche positive Rolle sie beispielsweise für Cyberoperationen oder den Betrieb bewaffneter Drohnen erfüllen könnten.⁹ Noch besorgniserregender ist allerdings, dass die meisten militärischen Tugenden vor allem auf die Interessen und Ziele der Organisa-

tion und der Kameradinnen und Kameraden ausgerichtet sind. Sie sind daher eher Mittel zum Zweck anstatt der Selbstvervollkommnung verpflichtet und unterstützen zwar die Erreichung militärischer Ziele, enthalten jedoch kaum einschränkende Vorgaben für das Verhalten gegenüber der Zivilbevölkerung. Wenn wir voraussetzen, dass die traditionellen kriegerischen Tugenden wie körperlicher Mut in aktuellen Konfliktsituationen weniger relevant sind, müssen wir nach Tugenden Ausschau halten, die besser zu den Erfordernissen der heutigen Zeit passen.

Angesichts der veränderten Aufgaben des Militärs geht es bei den heute erforderlichen Tugenden mit hoher Wahrscheinlichkeit eher um Zurückhaltung als um körperlichen Mut, Loyalität und Disziplin. Da die Tugend der Zurückhaltung weniger militärspezifisch ist, ließen sich mit ihr die Streitkräfte besser mit der Zivilgesellschaft in Einklang bringen (und vielleicht auch mit den Grundsätzen anderer Berufe, die den Interessen Außenstehender eine wesentliche Bedeutung zuweisen). Die Betonung solcher Tugenden, die „allgemeinen Moralvorstellungen“ insgesamt näherstehen, würde besser zum aktuellen strebensethischen Trend im Militär passen – wie oben bereits erwähnt, bewegt sich eine Reihe westlicher Streitkräfte auf einen weniger funk-

von Gewalt eindeutig von allgemeiner Moral. Dennoch könnte in diesem Zusammenhang das Argument greifen, für die heutigen Missionen, die oft Zurückhaltung erfordern, bräuchten die Streitkräfte eher nach außen orientierte Tugenden.¹¹ Und dies impliziert keineswegs, dass wir diese Tugenden von Grund auf neu entwickeln müssten. Eher können wir bei der Suche nach solch umfassenden, der charakterlichen Vervollkommnung verpflichteten Tugenden die „allgemeinen“ und altbewährten Kardinaltugenden studieren, etwa bei Platon und Cicero.

Von den vier Kardinaltugenden hat es nur der Mut in die Liste der traditionellen Militärtugenden geschafft. Weisheit, Mäßigung und Gerechtigkeit, die ebenfalls zu den Kardinaltugenden zählend und die heute wahrscheinlich mindestens ebenso gebraucht werden wie Mut, werden meist nicht als militärische Tugenden geführt (auch wenn ein kürzlich erschienener Band zum Thema¹² sie aufführt). Das ist bedauerlich, da Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigung ein sehr viel breiteres Spektrum abdecken als die traditionellen militärischen Tugenden. Darüber hinaus umfassen sie typischerweise auch das Element der Zurückhaltung. Die Kardinaltugenden als militärische Tugenden der Gegenwart zu definieren würde auch dem Gedanken gerecht, dass alle Tugenden ein einheitliches Ganzes bilden und man sie sich nicht einzeln aneignen kann. Weisheit ohne Gerechtigkeit kann zum Beispiel der Gerissenheit ähneln. Ebenso nützt Mut wenig, wenn er nicht von praktischer Weisheit geleitet wird, und stellt keine Tugend dar, wenn er nicht einem gerechten Ziel dient. Ähnlich verhält es sich, wenn man nicht den Mut hat, die Gerechtigkeit zu verteidigen; dann ist es auch nicht viel wert, gerecht zu sein. Solche Zusammenhänge fehlen in den eher beliebig zusammengestellten Tugendkatalogen, an denen die Streitkräfte sich gegenwärtig orientieren.

Angesichts der veränderten Aufgaben des Militärs geht es bei den heute erforderlichen Tugenden mit hoher Wahrscheinlichkeit eher um Zurückhaltung als um körperlichen Mut, Loyalität und Disziplin

tionalen Ansatz zu. Nun liegt auf der Hand, dass wesentliche Unterschiede zwischen einer hauptsächlich funktionalen Rollenmoral einerseits und einer der Charakterbildung verpflichteten allgemeinen Moral andererseits bestehen: Sowohl Anwälte als auch Polizisten und Ärzte üben Rechte und Pflichten aus, die anderen Berufsständen mit gutem Grund verwehrt sind.¹⁰ Auch die Rollenmoral der Militärangehörigen unterscheidet sich aufgrund der ihnen zugestandenen legitimen Anwendung

Respekt – eine weniger notwendige Tugend?

Die Kardinaltugenden haben zwar ihren Ursprung in der Antike, können den Streitkräften von heute aber dennoch eine Reihe moderner und umfassender Tugenden an die Hand geben. Interessanterweise erscheint eine offenbar nach außen gerichtete Tugend bereits heute im militärischen Wertekanon: der Respekt. Dass Respekt als Tugend genannt wird, ist jedoch nur auf den ersten Blick ein Zugeständnis an die aktuellen Aufgaben der Streitkräfte: Tatsächlich beschränkt sich diese Tugend im militärischen Kontext oft stillschweigend auf den Respekt gegenüber den Kameradinnen und Kameraden.¹³ „Respekt“ klingt zwar sehr inklusiv, doch die aktuelle Auslegung einiger Militärbienstedter steht dem im Weg. Sie berücksichtigt nicht, dass die Soldatinnen und Soldaten ihren Dienst oft im direkten Kontakt mit der örtlichen Bevölkerung verrichten. Warum es den Streitkräften im Einzelnen so schwer fällt, externe Akteure einzubeziehen, bleibt ein Rätsel, zumal der Respekt gegenüber Außenstehenden den Respekt gegenüber den eigenen Reihen nicht schmälert. Ein umfassenderes Verständnis dieser Tugend wäre ein begrüßenswerter Schritt in diese Richtung.

Doch Respekt hat als inklusive Tugend auch eine Kehrseite: In bestimmten Fällen kann eine breite Auslegung tatsächlich zu viel des Guten bedeuten. Im Auslandseinsatz treffen Angehörige westlicher Streitkräfte oft auf Sitten und Bräuche der Bevölkerung vor Ort, die mit ihren westlichen Werten kollidieren. Manchmal wird in der Einsatzvorbereitung auch betont, wie wichtig es ist, solche lokalen Gepflogenheiten zu respektieren.¹⁴ Aus gutem Grund, denn im Auslandseinsatz sind ausreichende Kenntnisse der Situation vor Ort von grundlegender Bedeutung. Andererseits kann dieser geforderte Respekt dazu führen, dass westliche Soldaten auch in Fällen von Korruption oder grausamer Behandlung von Frauen und Kindern nicht eingreifen. In Afghanistan wurden westliche Militärangehörige regelmäßig Zeuge des sogenannten *boy play*: ein Euphemismus für das Verhalten von Männern in Machtpositionen, die Jungen dazu zwingen, Tee zu servieren

und zu tanzen, und sie sexuell missbrauchen. Ein Soldat, der in Afghanistan im Einsatz war, berichtet, dass das Thema während der ein-satzspezifischen Ausbildung überhaupt nicht besprochen wurde. Aber sie hätten gelernt, „dass wir die lokale Kultur zu respektieren haben“¹⁵. Im Auslandseinsatz drängt sich den Soldatinnen und Soldaten manchmal der Eindruck auf, die Situation sei „kulturell bedingt und daher unveränderlich“, obwohl dies nicht der Fall ist.¹⁶ Auch die allmähliche Aushöhlung der Moral spielt eine Rolle: Ein Angehöriger des niederländischen Militärs erklärte in Bezug auf die Praxis des *boy play*: „Das Merkwürdige dar-

Respekt als inklusive Tugend hat eine Kehrseite: In bestimmten Fällen kann eine breite Auslegung tatsächlich zu viel des Guten bedeuten

an ist, dass es immer ‚normaler‘ wird. (...) Nach sechs Monaten fängt man an, sich anzupassen und die örtlichen Gepflogenheiten zu akzeptieren. Wir haben praktisch nie darüber gesprochen, man gewöhnt sich daran.“¹⁷

In Wirklichkeit ist die Annahme, der sexuelle Missbrauch von Jungen sei Teil der afghanischen Kultur, natürlich ein Irrtum; wie alle anderen halten die meisten Afghanen diese Praxis für unmoralisch, und die sexuelle Belästigung von Jungen ist mit dem Wertegerüst der afghanischen Gesellschaft keinesfalls zu vereinbaren. Tatsächlich unterbanden ausgerechnet die Taliban die Praxis des *boy play* während ihrer Regierungszeit recht erfolgreich; nach dem Ende ihrer Herrschaft tauchte es allerdings wieder auf. Nach afghanischem Recht ist es übrigens weiterhin verboten. Doch selbst wenn die Mehrheit der afghanischen Bevölkerung Kindesmissbrauch für richtig hielt – müsste dies etwa bedeuten, dass dieser Standpunkt respektiert werden sollte? Natürlich nicht, denn Kindesmissbrauch stellt einen klaren Verstoß gegen wichtige Normen der internationalen Ordnung dar. Wenn wir jede Praxis billigen, die bestimmten gruppenspezifischen Normen entspricht, missachten wir die

Tatsache, dass wir alle auch zu einer Art weltbürgerlichen moralischen Gemeinschaft gehören. Dass die Mehrheit in bestimmten Gesellschaften bestimmte Praktiken gutheißt, macht diese Praktiken nicht richtig. Eine scheinbar allumfassende Tugend wie Respekt schadet mehr, als sie nützt, wenn sie den Soldatinnen und Soldaten einen Grund liefert, den Blick abzuwenden.

Manchmal wird das Wegschauen mit dem Argument verteidigt, moralische Urteile seien abhängig von Ort und Zeit. Dieser moralische Relativismus leitet sich einerseits aus der empirischen Beobachtung ab, moralische Differenzen seien weitverbreitet, andererseits aus der metaethischen Behauptung, die Wahrheit moralischer Urteile sei „in Abhängigkeit vom moralischen Standard einer Person oder einer Gruppe von Personen“ zu betrachten.¹⁸ Einige sind der Meinung, der empirische Befund beweise die metaethische Behauptung. Doch die empirische Aussage ist höchstwahrscheinlich falsch, wie die nahezu universelle Ächtung des Tötens und Stehlens nahelegt.¹⁹ Dass die Mehrheit der afghanischen Bevölkerung das *boy play* ablehnt, deutet zudem darauf hin, dass über grundlegende moralische Vorstellungen Einigkeit besteht. Was wie ein Dissens über Werte wirkt, ist in Wirklichkeit oft der Dissens über die aus diesen Wertvorstellungen

und Falsch gut daran festmachen, „welches Verhalten anderen Menschen aus Gründen heraus als gerechtfertigt erscheinen könnte, denen sie bei entsprechender Motivation vernünftigerweise nichts entgegensetzen könnten“²². Es ist klar, dass die Praxis des *boy play* diesen Test nicht besteht. Daher ist es wichtig, Respekt durch andere Tugenden zu ergänzen, die als Korrektiv für zu viel Relativismus fungieren und die damit einhergehende Gefahrbannen können, die eigenen Werte beiseitezuschieben. Die bereits erwähnten Kardinaltugenden Gerechtigkeit und Klugheit, aber sicherlich auch der (moralische) Mut bieten sich hierfür an. Solche Tugenden können den Streitkräften in moralischen Zwickmühlen Orientierung bieten, in denen allgemeine Regeln oder Leitlinien aufgrund der Komplexität der Situation nicht ausreichen.

Aber spielen Tugenden überhaupt eine Rolle?

In den vorangehenden Abschnitten standen tugendbasierte Ansätze in der Militäretik im Mittelpunkt – denn die Streitkräfte arbeiten mehrheitlich mit einem solchen, auch deshalb, weil eher regelbasierte Ansätze zu kurz greifen. Ein tugendbasierter Ansatz hat jedoch seine eigenen Nachteile. Insbesondere den, dass ein direkter Zusammenhang zwischen menschlichem Charakter und Verhalten unterstellt wird. Dies könnte genauso gut falsch sein: In den letzten Jahrzehnten hat eine Vielzahl empirischer Untersuchungen gezeigt, dass Situationen das menschliche Verhalten viel stärker bestimmen als der Charakter. Wir neigen dazu, einen grundlegenden Attributionsfehler zu begehen, das heißt, wir unterschätzen den Einfluss situativer Faktoren und schreiben das Verhalten von Menschen zu sehr der Persönlichkeit und dem Charakter zu. Schon intuitiv wissen wir: Um das Gute zu wissen und das Gute zu tun ist nicht dasselbe.²³ Vor allem Milgrams berühmte Studien zum Gehorsam und Zimbardos bekanntes Stanford-Prison-Experiment haben zur Verbreitung der Vorstellung beigetragen, dass es von situativen Faktoren abhängt, ob Menschen Unschuldigen schaden.

In den letzten Jahrzehnten hat eine Vielzahl empirischer Untersuchungen gezeigt, dass Situationen das menschliche Verhalten viel stärker bestimmen als der Charakter

abzuleitenden Verhaltensnormen. Nur die radikalsten Formen des Relativismus sehen keinerlei Daseinsberechtigung für auch noch so grundlegende Kontrollrechte über allzu partikuläre Praktiken.²⁰ Wer sich nicht gegen solche Praktiken ausspricht, übersieht auch, dass Toleranz ebenso wie Respekt eine Frage der Gegenseitigkeit ist: Es gibt keine Verpflichtung, Intolerante zu „ertragen“.²¹

Es stellt sich also die Frage, wo eine Grenze gezogen werden sollte. Laut Thomas Scanlon lässt sich die Frage nach dem Richtig

Ethiker berücksichtigen diese Erkenntnisse über den Einfluss von Situationen auf das Verhalten zunehmend, weil sie befürchten, dass die Tugendethik fälschlicherweise das Individuum in den Mittelpunkt stellt. Die Annahme, dass es an mangelnder Tugendhaftigkeit liege, wenn jemand eine Gräueltat verübt, könnte sich sehr wohl als falsch erweisen. Denn die situativen Kräfte, denen Soldatinnen und Soldaten im Kampf ausgesetzt sind, wirken um ein Vielfaches stärker als die situativen Faktoren, die unzählige Versuchspersonen bei Milgram und Zimbardo dazu brachten, mit den grundlegendsten Verhaltensnormen zu brechen.²⁴ Schlafmangel, Entmenschlichung, Stress, (rassistische) Ideologie, starke Loyalität gegenüber Kollegen und der Organisation sowie negativer Gruppendruck können unethisches Verhalten geradezu unvermeidlich machen.²⁵

Die sozialpsychologische Forschung der Gegenwart stellt die Tugendethik infrage und damit auch jegliches Konzept der militärischen Ethikausbildung, das auf dieser Denkschule aufbaut. Der sogenannte Situationismus, wenn er denn zutrifft, verpflichtet Streitkräfte dazu, das Bewusstsein für die Faktoren zu schärfen, die das Verhalten der Soldatinnen und Soldaten determinieren, und sich um Verbesserung des ethischen Klimas in der Organisation zu bemühen. Zugleich würde dies bedeuten, dass die derzeitige Betonung der Charakterbildung und der Vermittlung von Tugenden in der militärischen Ausbildung letztendlich wirkungslos ist. Allerdings wurde bereits von einigen Seiten darauf hingewiesen, dass das Argument im Kern auf einem unvollständigen oder sogar voreingenommenen Verständnis einiger bekannter sozialpsychologischer Studien beruht.²⁶ Es wird beispielsweise nur von denjenigen Studienteilnehmern bei Milgram und Zimbardo berichtet, die sich dem situativen Druck beugten, nicht aber von den ebenfalls zahlreichen Probanden, die sich widersetzten.²⁷ Zudem geht die Tugendethik nicht davon aus, dass wir bereits tugendhaft geboren werden, sondern vielmehr davon, dass wir uns Tugenden durch entsprechende Anstrengungen aneignen können. Ziel der militärischen Ausbildung ist der Erwerb re-

levanter Tugenden, sodass gut ausgebildete Soldatinnen und Soldaten durch bestimmte Situationen weniger beeinflusst werden können als durchschnittliche Teilnehmende (häufig Studierende) sozialpsychologischer Experimente.

Die eher unspektakuläre Schlussfolgerung, dass sowohl unser Charakter als auch die Situation einen Einfluss auf unser Verhalten haben, bietet durchaus Raum für Optimismus, was die Sinnhaftigkeit der Charakterbildung angeht. Dennoch bleibt die militärische Ethikausbildung zu sehr der Theorie verhaftet, wenn sie den Unzulänglichkeiten des cha-

Die militärische Ethikausbildung sollte nicht nur auf die Charakterbildung abzielen, sondern auch einen Einblick in die Faktoren geben, die die Wahrscheinlichkeit unethischen Verhaltens erhöhen

rakterbasierten Ansatzes nicht ausreichend Rechnung trägt. Sie sollte nicht nur auf die Charakterbildung abzielen, sondern auch einen Einblick in die Faktoren geben, die die Wahrscheinlichkeit unethischen Verhaltens erhöhen. Der Rat der Sozialpsychologie, moralisch herausfordernde Situationen zu vermeiden, ist im militärischen Kontext natürlich nicht besonders zielführend. Doch mit einem besseren Verständnis der situativen Faktoren und deren Einfluss kann deutlich mehr erreicht werden, um die Erosion moralischer Standards aufzuhalten.

Offene Fragen

Soldatinnen und Soldaten brauchen auch heute noch Tugenden zur Orientierung, aber nicht unbedingt solche aus der Kategorie „Pflicht, Ehre, Vaterland“. Die Tugenden, die in einer zeitgemäßen Militärausbildung vermittelt werden, müssen zu den soldatischen Aufgaben der Gegenwart passen. Wenn sich die in den Streitkräften traditionell geförderten Tugenden in den heutigen Konfliktsituationen als nicht mehr hilfreich erweisen, empfiehlt sich die Formulierung eines neuen

Kanons. Der vorliegende Text unterbreitet eine Reihe von Vorschlägen zur Erforderlichkeit bestimmter Tugenden und fragt danach, ob Tugenden überhaupt einen wesentlichen Unterschied ausmachen. Doch welche Tugenden sinnvoll erscheinen und ob sie überhaupt wichtig sind, sind nur zwei von vielen Fragen, die sich im Zusammenhang mit einem tugendethischen Ansatz in der militärischen Ethikausbildung stellen. Weitere wichtige Themen: Die Tugendethik basiert auf der Vorstellung, dass Tugenden erlernt werden können, aber trifft das überhaupt zu? Und wenn ja, wie sollte die Vermittlung erfolgen? Wenn Tugenden durch Training und Übung erwor-

Hierdurch erscheint die Tugendethik im Vergleich zum utilitaristischen Credo von der Erreichung des größtmöglichen Glückszustands für die größtmögliche Anzahl Menschen oder zur Goldenen Regel der Deontologie („Was ihr wollt, dass andere euch tun, das tut ihr ihnen“) etwas selbstbezogen. Ein Beispiel: Die Deontologie geht üblicherweise davon aus, Folter sei grundsätzlich zu verbieten, unabhängig davon, was auf dem Spiel steht. Ein Utilitarist hingegen argumentiert möglicherweise, der Schaden, den die Folter verursacht, überwiege ihren Nutzen (dass andere Utilitaristen das Gegenteil behaupten könnten, erklärt wahrscheinlich den schlechten Ruf des Utilitarismus in der Militäretik). Die Tugendethik hingegen würde betonen, dass es vor allem darauf ankomme, selbst zu einem Menschen zu werden, der niemals Folter anwenden würde. Aus der Perspektive der Tugendethik ist die Folter nicht dazu geeignet, „(...) in den sie Ausübenden die Tugenden des Mutes, der Gerechtigkeit, der Mäßigung und der praktischen Klugheit hervorzubringen, sondern eher (...) deren Gegenteil“²⁸. Aber würde sich ein potenzielles Folteropfer für den Charakter der Person interessieren, die die Folter verübt? Um es noch etwas komplizierter zu machen: Die Streitkräfte stehen für Tugenden, die sich auf Ziele außerhalb des Militärs richten, etwa den Erfolg von Missionen oder die Förderung der ethischen Anwendung von Gewalt, wie oben dargestellt. Dies lässt zweifelhaft erscheinen, ob hier wirklich eine Tugendethik praktiziert wird. Die Förderung bestimmter Tugenden aufgrund ihrer positiven Auswirkungen läuft auf das hinaus, was manchmal als Charakterutilitarismus bezeichnet wird.²⁹ Dies ist nicht unbedingt negativ zu bewerten, aber eine solche Haltung zeugt von einer eher funktionalen Einstellung zur Ethik. Die militäretische Ausbildung sollte den Mut haben, sich ernsthaft mit diesen Fragen und Problemen auseinanderzusetzen, anstatt sie weitgehend zu ignorieren.

Wenn sich die Persönlichkeit eines Menschen noch vor dem Erwachsenenalter herausbildet, steht die Charakterbildung beim Militär vor einer Herausforderung

ben werden, wie kann dann der theoretische Unterricht sinnvoll gestaltet werden? In welchem Alter sollte die Tugendausbildung erfolgen? Wenn wir davon ausgehen, dass sich die Persönlichkeit eines Menschen noch vor dem Erwachsenenalter herausbildet, steht die Charakterbildung beim Militär vor einer Herausforderung.

Zudem wäre die noch grundlegendere Frage zu klären, ob die Tugendethik tatsächlich eine bessere Grundlage für die militärische Ethikausbildung bildet als die Deontologie und der Konsequentialismus. In der Tugendethik geht es um die Entfaltung der individuellen Persönlichkeit durch Tugenden.

Der Autor



Peter Olsthoorn ist außerordentlicher Professor für militärische Führung und Ethik an der Niederländischen Akademie für Verteidigung. Sein Lehrstuhl deckt neben Führung und Ethik die Gebiete Streitkräfte und Gesellschaft, Krieg und Medien sowie Ethik und Grundrechte bei Frontex ab. Er forscht vor allem zu militärischen Tugenden, militärischer Medizinethik, bewaffneten Drohnen und Ethik des Grenzschutzes. Er ist Autor zahlreicher Publikationen, unter anderem von „Military Ethics and Virtues: An Interdisciplinary Approach for the 21st Century“ (Routledge, 2010).

- 1 Der Generalinspekteur der australischen Verteidigungskräfte (2020): Bericht zur Afghanistan-Untersuchung. <https://afghanistandinquiry.defence.gov.au/sites/default/files/2020-11/IGADF-Afghanistan-Inquiry-Public-Release-Version.pdf> (Stand: 15.11.2021).
- 2 Verweij, Desiree, Hofhuis, Kim und Soeters, Joseph (2007): Moral Judgment within the Armed Forces. *Journal of Military Ethics*, 6 (1), S. 19–40, S. 24, 34.
- 3 Kelman, Herbert C. und Hamilton, V. Lee (1989): *Crimes of Obedience: Toward a social psychology of authority and responsibility*. New Haven.
- 4 In einem Lehrbuch für Militäretik heißt es: „Wenn Gesetz und Ethik unterschiedliche Standards vorgeben, wird ein Angehöriger des militärischen Berufsstandes immer dem höheren, also zwangsläufig dem von der Ethik geforderten Standard folgen.“ Coleman, Stephen (2013): *Military Ethics*. Oxford, S. 268. Übersetzung aus dem Englischen.
- 5 Siehe auch Neitzel, Sönke (2020): *Deutsche Krieger: Vom Kaiserreich zur Berliner Republik – eine Militärgeschichte*. Berlin; French, Shannon E. (2013): *The Code of the Warrior*. Lanham, MD X.
- 6 Anmerkung der Redaktion: Im Original heißt es „physical courage“ (im Gegensatz zu „moral courage“, wo nicht der körperliche Einsatz, sondern die Prinzipientreue im Mittelpunkt steht). Diese Unterscheidung kann mit den deutschen Begriffen „Mut“, „Zivilcourage“ oder „Tapferkeit“ nicht adäquat wiedergegeben werden.
- 7 Aristoteles; *Nikomachische Ethik*. Übersetzt und kommentiert von Franz Dirlmeier. 10. Aufl. Berlin 1999, 1115.
- 8 Peter de Lee beschreibt den Fall einer Unteroffizierin (Acting Sergeant), die Aufsicht über ein Reaper-Team führte und entgegen der Meinung aller Anwesenden darauf beharrte, bei einem Paket auf dem Rücksitz eines Motorrads, das von einer Taliban-Zielperson gesteuert wurde, handle es sich in Wirklichkeit um ein Kind – was sich schließlich auch als wahr herausstellte. Lee, Pater (2019): Case Study 2: Moral Courage. In: Skerker, Michael, Whetham, David und Carrick, Don (Hg.): *Military Virtues*. Havant.
- 9 Siehe auch Olsthoorn, Peter (2021): *Ethics for Drone Operators: Rules versus Virtues*. In: Enemark, Christian (Hg.): *Ethics of Drone Strikes Restraining Remote-Control Killing*. Edinburgh.
- 10 Coleman, Stephen (2013), S. 37–39.
- 11 Man könnte jedoch auch argumentieren, die Verbindung des funktionalen Ansatzes mit einem hohen Selbstanspruch erfolge bereits dadurch, dass die Streitkräfte sowohl „allgemeine“ Tugenden wie Integrität und Ehrlichkeit als auch eher militärspezifische Tugenden wie Mut und Disziplin zu vermitteln suchen.
- 12 Siehe Skerker, Michael, Whetham, David und Carrick, Don (Hg.) (2019): *Military Virtues*. Havant.
- 13 Die US-Armee beschreibt Respekt als „Vertrauen darauf, dass alle die ihnen zuerkannten Aufgaben erfüllt haben“. Ergänzend heißt es, dass „die Armee ein zusammengehörendes Team darstellt, in dem alle etwas beizutragen haben“. Diese Definition beschränkt den Respekt auf die anderen Militärbediensteten. <https://www.army.mil/values/> (Stand: 15.11.2021). Übersetzung aus dem Englischen. Die niederländischen Streitkräfte veröffentlichten 2006 einen Verhaltenskodex, der unter anderem den Satz enthält: „Ich behandle jeden Menschen mit Respekt.“ Die zugehörige Erläuterung stellt klar, dass sich „jeden Menschen“ auf die Kameradinnen und Kameraden bezieht.
- 14 Schut, Michelle (2015): *Soldiers as Strangers: Morally and Culturally Critical Situations during Military Missions*. Dissertation, Nijmegen, S. 106. Übersetzung aus dem Englischen.
- 15 Schut, Michelle (2015), S. 116. Übersetzung aus dem Englischen.
- 16 Schut, Michelle (2015), S. 94. Übersetzung aus dem Englischen.
- 17 Schut, Michelle (2015), S. 116. Übersetzung aus dem Englischen.
- 18 Gowans, Chris (2021): *Moralischer Relativismus*. In: Zalta, Edward N. (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*, Ausgabe Frühjahr. <https://plato.stanford.edu/archives/win2016/entries/moral-relativism/>
- 19 Gowans, Chris (2021).
- 20 Siehe auch Donnelly, Jack (1984): *Cultural relativism and universal human rights*. *Human Rights Quarterly*, 6, S. 400–419.
- 21 Forst, Rainer (2017): *Toleration*. In: Zalta, Edward N. (Hg.): *The Stanford Encyclopedia of Philosophy*. Ausgabe Herbst. <https://plato.stanford.edu/archives/fall2017/entries/toleration/>
- 22 Scanlon, Thomas M. (1998): *What We Owe to Each Other*. Cambridge, MA, S. 5.
- 23 Arjoon, Surendra (2008): *Reconciling Situational Social Psychology with Virtue Ethics*. *International Journal of Management Reviews* 10 (3), S. 221–243, S. 235.
- 24 „Wenn situativer Druck der Art, wie er in der Dokumentation der Experimente beschrieben wurde, die Ausübung normativer Kompetenz beeinträchtigen kann, können wir mit ziemlicher Sicherheit davon ausgehen, dass der extreme und oft über längere Zeiträume anhaltende situative Druck, wie er für den Krieg typisch ist, zu ziemlich schweren Beeinträchtigungen der normativen Kompetenz führen kann.“ Doris, John und Murphy, Dominic: *From My Lai to Abu Ghraib: The Moral Psychology of Atrocity*. *Midwest Studies in Philosophy* 31 (1), 2007, S. 25–55. Übersetzung aus dem Englischen.
- 25 Doris, John und Murphy, Dominic (2007).
- 26 Croom, Adam M. (2014): *Vindicating Virtue: a Critical Analysis of the Situationist Challenge Against Aristotelian Moral Psychology*. *Integrative Psychological and Behavioral Science* 48 (1), S. 18–47.
- 27 Siehe zum Beispiel Griggs, Richard A. und Whitehead III, George I (2014): *Coverage of the Stanford Prison Experiment in Introductory Social Psychology Textbooks*. In: *Teaching of Psychology* 41 (4), S. 318–324; Perry, Gina (2013): *Behind the Shock Machine: The Untold Story of the Notorious Milgram Psychology Experiments*. New York.
- 28 Gordon, Rebecca (2014): *Mainstreaming torture: ethical approaches in the post-9/11 United States*. New York, S. 121. Übersetzung aus dem Englischen.
- 29 Railton, Peter (1988): *How Thinking about Character and Utilitarianism Might Lead to Rethinking the Character of Utilitarianism*. *Midwest Studies in Philosophy*, 13, S. 398–416.

„GOD, HOW I HATE THE 20TH CENTURY“

ZUR RITTERLICHKEIT ALS MYTHOS UND ALS ETHISCHE TUGEND

Autor: Bernhard Koch

In dem Film „Patton“ von Franklin J. Schaffner, der 1971 mit sage und schreibe sieben Oscars ausgezeichnet wurde, werden einige zentrale Ereignisse aus dem Zweiten Weltkrieg aufgerollt: der Tunesienfeldzug, die Landung in Sizilien, D-Day und die Schlacht („Kessel“) bei Falaise. Im Mittelpunkt steht der namensgebende US-General George S. Patton, der als teils brutaler und rücksichtsloser, teils einfach nur als schräger Egozentriker ins Bild rückt. Wie authentisch der Film die historische Persönlichkeit des Generals darstellt, der im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg von Bad Tölz aus Bayern regierte und nach einem Autounfall im Dezember 1945 in Heidelberg verstarb, kann offenbleiben. Aber beide, die Filmfigur und die historische Gestalt, scheint zumindest ein gewisses Unwohlsein in der eigenen Gegenwart zu verbinden. „God, how I hate the 20th century“ ist vielleicht der markanteste Satz des Protagonisten im Film. Patton hat zwei Gegner: zum einen Generalfeldmarschall Erwin Rommel und die deutsche Wehrmacht auf der Ebene des Krieges, zum anderen aber vor allem Feldmarschall Bernard Montgomery – jedoch auf anderer Ebene, nämlich in der Imagination des Krieges als solchem. Montgomery kämpft für die gute Sache gegen das nationalsozialistische Deutschland, Patton kämpft dafür, dass sein Handeln in der Reihe der großen Taten der größten Feldherren der Geschichte stehen kann – von Alexander dem Großen angefangen. Die massivste Enttäuschung Pattons im Film liegt nicht in einer militärischen Niederlage, sondern in der Nachricht, dass sein Gegner Rommel bei einer von Patton gewonnenen Schlacht gar nicht anwesend war. Etwas stereotyp gegenübergestellt: Montgomery will den erfolgreichen Kampf, Patton will den schönen Kampf. Die Zweck-Mittel-Rationalität des Ersteren kollidiert mit dem ästhetischen Blick des Zweiten.

Poiesis und praxis

Dieser ästhetische oder ästhetisierende Blick ist heute – vielleicht vom Film abgesehen – befremdlich geworden und dabei auch wie alles Fremde herausfordernd. Er kann zudem zur Quelle eines fragwürdigen, idealisierenden

Abstract

Für die hier angestellten Überlegungen wird Ritterlichkeit als (militär-)ethisches Konstrukt im engeren Sinne und nicht als soziale Realität verstanden. Ausgangspunkt sind die aus der antiken Philosophie stammenden Begriffe poiesis und praxis – zweckrationales bzw. selbstzweckhaftes Handeln. Das heutige Denken ist fundamental durch Ersteres geprägt: Im Vordergrund steht das Ziel, (Welt-)Zustände mit geeigneten Mitteln zum Besseren zu verändern. Auch das Denken im Rahmen des gerechten Krieges lässt sich dem poetischen Verständnis zuordnen. Gewalt ist kein Selbstzweck, darf aber unter gewissen Bedingungen eingesetzt werden, um Frieden und Gerechtigkeit „herzustellen“.

Bei allen unbestreitbaren Vorzügen bergen solche Legitimationssysteme für Gewalt – insbesondere die aktuell dominierende „Revisionistische Theorie des gerechten Krieges“ – immer auch die Gefahr, eine Dualität von Gut und Böse zu fördern und paradoxerweise das ursprünglich gewaltbegrenzende Moment in ein eskalatorisches umschlagen zu lassen, etwa durch das Ausnutzen jeglichen technologischen Vorteils.

Das Ritterlichkeitsethos im oben skizzierten Sinn setzt, unter anderem durch den „Fairness“-Gedanken, der Gefahr einer ausufernden Gewaltlegitimation aufgrund einer unhinterfragten moralischen Asymmetrie Grenzen. Aus dem Geist des Christentums geboren, verweigert es sich den in einer „gott-losen“ Gegenwart fast zwanghaft gewordenen Optimierungsbestrebungen. Als

Form der Selbstbindung wurzelt es in einer Anerkennung der eigenen Geschöpflichkeit und Begrenztheit aller Menschen. Selbst die neueren Schriften von Judith Butler zeigen in säkularer Form eine gewisse Nähe zu einem solchen Denken.

Verständnisses von Kriegertum und Kampf als Selbstzweck werden. Eine Wiederbelebung des historischen Rittertums ist schon deshalb unmöglich, weil Ritterlichkeit mit einer feudalen Gesellschaftsordnung und einer Lehensgesellschaft verbunden war, die wir mit guten Gründen überwunden haben.¹ Zugleich aber weist diese veränderte Blickrichtung auf ein fundamentales Defizit des heutigen ethischen Denkens hin, das in einer durchschlagenden Weise von der Zweck-Mittel-Rationalität gekennzeichnet ist. Unser Handeln beruht größtenteils auf *poiesis*, wie es Aristoteles genannt hat, „herstellendes Denken“. Wir wollen in der Pandemie möglichst viele Menschen retten und überlegen uns, mit welchen Maßnahmen (Mitteln) dies zu erreichen ist. Wir wollen globale Armut mindern und fragen nach den Schritten, die zur Erreichung dieses Ziels zu gehen sind. Wir wollen ein Land befrieden und zweifeln, ob der Einsatz von Militär dazu einen Beitrag leisten kann. Wir wollen eine gegnerische Stellung erobern und grübeln, welche Waffen dafür geeignet sind. Wir wollen unsere Soldatinnen und Soldaten schützen und fordern dafür die Anschaffung bewaffneter Drohnen. Dieses „poietische“ Denken ist nicht falsch, sondern im Alltag eine dauernde Notwendigkeit. Wir würden es zu Recht beanstanden – auch ethisch beanstanden –, wenn jemand ein Ziel ausgibt, aber dann nicht vernünftig überlegt, welche Mittel überhaupt zu dessen Erreichen geeignet sind. Wenn ein Bergretter im Einsatz ohne Seil losmarschiert, begeht er einen handwerklichen Fehler, der zugleich ein moralischer Fehler ist, denn er gefährdet damit ja Menschen. Allerdings rückt die eigentliche ethische Überlegung von den konkreten Handlungen weg hin zu den Zielen des Handelns: Sollen wir überhaupt Menschen auf eigene Gefahr hin retten?, oder: Welche Menschen sollen wir zuerst retten? Es ist der künftige Weltzustand, wenn man so sagen will, um den die ethische Debatte kreist. Dieses Denken hat also einen entscheidenden Nachteil: Man ist nie ganz bei sich selbst, sondern stets schon über sich – vor allem – hinaus.

Das philosophische Denken des Altertums hat der *poiesis* daher eine andere menschliche Vollzugsform gegenübergestellt, die Aristoteles *praxis* nennt.² „Praxis“ ist eine menschliche Tä-

tigkeit dann, wenn sie ihren Sinn ganz in sich selbst findet. Paradigmatisches Beispiel für die Alten war der Tanz. Er hat kein Ziel außerhalb seiner selbst. Friedrich Schiller, auch ein Klassiker, nennt das Spiel als den Vollzug, bei dem der Mensch ganz er selbst ist. Andere würden das Hören von Musik oder die Betrachtung bil-

Es ist der künftige Weltzustand, wenn man so sagen will, um den die ethische Debatte zumeist kreist

dender Kunst hier erwähnen. Leider ist der Sinn für solche intrinsisch geschätzten Betätigungen teilweise eingebrochen: Eltern schicken heute ihre Kinder zum Musikhören, weil dies kognitive Fähigkeiten unterstützen soll, oder sie fahren mit ihnen ans Meer oder in die Berge mit dem Zweck des „*creating happy memories*“. Nicht der gelebte Augenblick steht im Zentrum, sondern eine Zukunft, in der man die „*memories*“ oder die kognitiven Fähigkeiten als seinen Besitz ausgeben kann. Ethisches Überlegen geht auf in einer Ökonomie, einer besitzstandsmehrenden Haushaltsführung. Praxis (im aristotelischen Sinn) dagegen verzehrt und erschöpft.

Was haben diese Überlegungen mit Ritterlichkeit und der Ethik des Krieges zu tun? Die kurze Antwort lautet wohl: Die Dualität von „Theorie des gerechten Krieges“ und „Ritterlichkeit“ spiegelt ebendiese Dualität von *poiesis* und *praxis* wider. Es gilt als ausgemacht, dass menschliches Handeln Gerechtigkeit schaffen soll. Auch der biblische Auftrag, für den Frieden zu sorgen, wird allgemein so modifiziert, dass man fordert, dieser Friede müsse aber zusammen mit der Gerechtigkeit bestehen. Gewalt hingegen wird zwar als moralisch problematisch empfunden, könne aber zur Erlangung von Gerechtigkeit doch gerechtfertigt werden. Gewalt ist so Mittel zu einem guten Ziel, zu Frieden und Gerechtigkeit; sie ist kein Selbstzweck. Was allerdings häufig untergeht, ist: Begrifflich sind sowohl Frieden als auch Gerechtigkeit äußerst anspruchsvoll. Es gibt nicht „den Frieden“ oder „die Gerechtigkeit“, sondern es müssen Formen unterschieden werden: Frieden als Abwesenheit von Gewalt, Rechtsfrieden, positiver

Frieden in gegenseitigem Wohlwollen und so weiter, und eben auch distributive Gerechtigkeit, retributive Gerechtigkeit, kommutative Gerechtigkeit et cetera. Diese Formen von Frieden und Gerechtigkeit – die ja nicht als Haltungen, sondern als Weltzustände verstanden werden – können in eine Spannung miteinander geraten, und Frieden und Gerechtigkeit drohen

In der Aufforderung, jede Soldatin und jeden Soldaten zum Nachdenken über den eigenen Einsatz zu bringen, liegt ein großer moralischer Vorteil der Revisionistischen Theorie des gerechten Krieges

sich zu widersprechen, wenn zum Beispiel zu befürchten ist, dass die (gerechte) Verurteilung von Kriegsverbrechern wieder neue Gewaltaktionen auslösen wird. Soll man sich dann für die strafende Gerechtigkeit auf Kosten des Friedens entscheiden?

Denker aus der Tradition des „gerechten Krieges“ bejahen in grundsätzlicher Weise die Frage, ob aus gerechten Gründen (und bei legitimer Autorität sowie der rechten Absicht) gewaltsames Handeln erlaubt sein kann. Sie können sich dabei auf eine sehr starke moralische Intuition im Falle der Selbstverteidigung stützen: Wenn eine Person zu Unrecht angegriffen wird, darf sie sich selbst (in Grenzen) mit Gewalt gegen den Angriff zur Wehr setzen bzw. darf eine andere Person für sie (in Grenzen) gewaltsam diese Verteidigung übernehmen. Entscheidend ist eine normative Asymmetrie: Die (sich selbst) verteidigende Person wendet Gewalt an, die legitimiert werden kann, während die Person, von der die ursprüngliche Aggression ausging, im Unrecht ist.

Im Blick auf den Krieg, der ja politische Gewalt, zumindest aber kollektive Gewalt darstellt, besteht nun ethischer Streit darüber, ob die normative Asymmetrie im *ius ad bellum* (also der Frage, ob die Gewalt als solche – zum Beispiel der Kriegseintritt – gerechtfertigt ist) sich auch auf das *ius in bello* niederschlägt. Die Position von Michael Walzer und seinen Anhängern („*traditional just war theory*“) besagt, dass

bei zwei Kriegsparteien zwar zwischen den Parteien als ganzen, also im *ius ad bellum*, eine Asymmetrie herrscht, dass sich aber die einzelnen Kombattanten auf beiden Seiten auf moralischer Augenhöhe gegenüberstehen. Walzer hat eine Situation wie den Zweiten Weltkrieg vor Augen: Zwar ist Deutschland im Unrecht, und die USA sind im Recht (*ius ad bellum*), aber Patton und Rommel haben gleiche Rechte und Pflichten im Kampf (*ius in bello*). In der neueren Diskussion um die sogenannte „Revisionistische Theorie des gerechten Krieges“ haben Autorinnen und Autoren (ausgehend von Jeff McMahan und David Rodin) die walzersche Konzeption bestritten: Wenn Deutschland im Unrecht ist, dann ist es auch Rommel, und wenn die Vereinigten Staaten im Recht sind, dann ist auch Patton im Recht, solange er sich an die Grenzen hält, die legitimer verteidigender Gewalt gesetzt sind. Der Asymmetrie im *ius ad bellum* entspricht also auch eine Asymmetrie im *ius in bello*, und Soldatinnen und Soldaten, die für die gerechte Sache kämpfen, sind jenen, die für die ungerechte Sache kämpfen (und eigentlich gar nicht kämpfen dürften), im moralischen Status überlegen.³

In den anhaltenden Debatten der vergangenen zehn, fünfzehn Jahre hat sich das „revisionistische Lager“ wohl immer mehr durchgesetzt. Es leuchtet – gerade unter den Bedingungen eines kosmopolitischen Individualismus – nicht mehr ein, dass eine Soldatin oder ein Soldat einer Kriegspartei angehören kann, die/der, ohne das *ius ad bellum* auf ihrer/seiner Seite zu haben, Gewaltmittel anwendet und dennoch auf gleicher moralischer Augenhöhe wie Angehörige der gerechterweise streitenden Partei kämpfen kann. Die Asymmetrie ist zu eklatant. Auch im Konzept der Inneren Führung der Bundeswehr ist dies ja hinterlegt: Wenn man sicher ist, dass man in einen nicht zu rechtfertigenden Einsatz geschickt wird, darf man sich nicht dafür instrumentalisieren lassen und sollte sich widersetzen.

Gerechtigkeit und ritterliches Bewusstsein

In dieser Aufforderung, jede Soldatin und jeden Soldaten zum Nachdenken über den eigenen Einsatz zu bringen, liegt einer der großen moralischen Vorteile der Revisionistischen Theorie des gerechten Krieges. Kurz (und ein bisschen verkürzt) gesagt: Die Soldaten der Wehrmacht hätten sich – wie Franz Jägerstätter⁴ – ihren Einsätzen verweigern sollen (sogar müssen) und damit das schreckliche Leid des Zweiten Weltkriegs verhindern können. Das ist eine Lehre, die man richtigerweise aus den Monstrositäten des Zweiten Weltkrieges gezogen hat. Aber dieser ethische Ansatz bringt auch eine gravierende Problematik mit sich: Woher weiß man um die Gerechtigkeit oder Ungerechtigkeit der eigenen Sache? Kann man hier überhaupt so klar trennen? Da die Gerechtigkeit bewerkstelligt werden soll, die Ungerechtigkeit aber verhindert werden muss, gelangt man in einen Dualismus, der sich dort, wo Gewaltmittel angewendet werden, als totalitär und destruktiv herausstellen kann. Es wird ein Weltbild gestützt, das in den Sozialwissenschaften häufig als „manichäisch“ bezeichnet wird, weil es vereinfachend zwischen Gut und Böse unterscheidet. Überspitzt und metaphorisch gesagt stehen sich in dieser Konzeption „Kämpfer des Lichts“ und „Kämpfer der Dunkelheit“ gegenüber; für einen Wettkampf zwischen zwei Gleichen, wie er das Konzept der Ritterlichkeit prägt, ist damit kein Platz mehr.

Nun verbinden sich mit dem Begriff der Ritterlichkeit viele verschiedene Ideen, insbesondere Charaktereigenschaften. In Gottfried von Straßburgs „Tristan“ zählt König Marke bei Tristans Schwertleite einige auf:

Sit dir nu swet gesegenet ist
Und sit du ritter worden bist,
nu bedenke ritterlichen pris
und ouch dich selben, wer du sis.
Din geburt und din edelkeit
Si dinen ougen vür geleit.
wis diemüete und wis unbetrogen,
wis warhaft und wis wolgezogen;
den armen den wis iemer guot,

den richen iemer hochgemuot,
ziere unde werde dinen lip,
ere unde minne elliu wip,
wis milte unde getriuwe
und iemer dar an niuwe.

Jetzt da dein Schwert gesegnet ist
und du Ritter geworden bist,
denke nach über ritterliche Werte
und über dich und wer du bist.
Deine Abkunft und Würde halte dir vor Augen.
Sei bescheiden und aufrichtig,
wahrhaftig und wohlgezogen.
Sei gütig zu den Elenden
und stolz zu den Mächtigen.
Pflege und verbessere deine äußere
Erscheinung.
Ehre und liebe alle Frauen.
Sei freigebig und verlässlich,
und arbeite immer daran.⁵

Die erste und wichtigste Tugend des Ritters ist die Selbstreflexion: „Wer du sis.“ Was die Besinnung auf sich selbst ihrerseits wiederum als Erstes zutage fördert, ist das Bewusstsein der Begrenztheit, aber gleichzeitig das Bewusstsein der eigenen Würde. Ein Ritter, der um seine Grenzen weiß, gibt auch dem anderen Raum. Daher kommen dann die weiteren Tugenden hinzu: Güte, Freigebigkeit, Verlässlichkeit, ja sogar das Achten auf eine angenehme Erscheinung. Ein Ritter, der um seine Würde weiß, bedenkt zwar die Folgen seines Handelns, geht aber nie ganz in einem Zweck-Mittel-Zusammenhang auf.

In der Literatur greift ein sehr breites Konzept von Ritterlichkeit, das viele Tugenden auch für das Alltagsleben umfasst. Davon mag einiges in literarischen Werken stärker verwirklicht worden sein als in der historischen Realität, und das mythische Idealbild des „edlen Ritters“ bzw. sein verkitschtes Pendant ist selbst zum Gegenstand des Spotts und der Satire geworden – am kunstvollsten vielleicht in Miguel de Cervantes' *Don Quijote von der Mancha*.⁶ Aber dass es sich bei Milde und Treue, Großzügigkeit und Demut um wichtige ethische Tugenden (im Sinne des Aristoteles) handelt, kann hier vorausgesetzt werden. Wie jedoch der Mittelalterexperte Malcolm Vale aus Oxford betont, hängt viel davon

ab, wie breit oder wie eng wir den Begriff der Ritterlichkeit fassen.⁷ Ein militäretisch engerer Begriff betrifft das Verhalten des (adeligen) Kriegers im Kampfgeschehen selbst: Ritterlichkeit impliziert hier, dass der Träger dieser Eigenschaft bereit ist, den Kampf so zu führen, dass a) er Gefahren von den am Kampf unbeteiligten Personen weg- und sogar auf sich selbst lenkt, in zeitgenössischer Sprache ausgedrückt also versucht, die Zivilisten auch auf eigenes Risiko hin zu schonen, und dass er b) seinen Gegner als gleichrangig anerkennt, das heißt die Regeln des Kampfes sogar dann beachtet, wenn ihm selbst eine Niederlage droht.

Zur Auffassung, dass „gerechte Krieger“ die Gerechtigkeit realisieren helfen, passen diese beiden Haltungen nicht: Wer die Gerechtigkeit nicht im Handeln selbst, sondern als Ziel seines Handelns verwirklichen will, wird – im Sinne der „poietischen“ Zweck-Mittel-Rationalität – immer wieder in Situationen kommen, wo er das Übel zum Zwecke der Verwirklichung des größeren Gutes in Kauf nehmen muss. So manches Mal wird es in einem Kriegsgeschehen

sich selbst wertvoll ist – auch die Regeln des Krieges nicht. Wenn also die Regeln des Krieges den Kriegserfolg gefährden und damit die Verwirklichung von Gerechtigkeit zu vereiteln drohen, müssen auch sie dem höheren Ziel weichen.

Man hat insbesondere der Revisionistischen Theorie des gerechten Krieges vorgeworfen, dass sie ein Rechtfertigungsmodell für den „totalen Krieg“ werden kann. Eine Blaupause für totale Kriege abzugeben ist gewiss nicht im Sinne der Vertreterinnen und Vertreter dieses Modells, aber ein unverstellter und konsequenter Blick auf dieses Begründungsmuster lässt erkennen, dass der Vorwurf alles andere als an den Haaren herbeigezogen ist. Legitimationssysteme für Gewalt können – und das betrifft nicht nur die Revisionistische Theorie des gerechten Krieges – gewaltfördernd und gewalteneigend wirken. Aber der Revisionismus kennt keine unumstößlichen inneren Schranken und kann dadurch leichter für ausufernde Legitimationen benutzt werden. Wenn wir ehrlich sind, denken wir bei den militärischen Einsätzen in der Gegenwart ganz häufig genau in dieser asymmetrischen Weise: „Wir sind im Recht, sie sind im Unrecht, deshalb dürfen und müssen wir unsere Soldatinnen und Soldaten im Zweifelsfall mehr schützen als dritte Personen – und wir dürfen jegliche (technologische) Überlegenheit gegen unsere Gegner ausnutzen.“ Um ein aktuelles Beispiel zu nennen: Wahrscheinlich schmerzt uns an dem Rückzug aus Afghanistan in diesem Jahr 2021 – einem Land, in dem sich die Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr 20 Jahre lange engagiert haben – ja nicht einfachhin das Faktum des Rückzugs, sondern dass man dieses Land nun genau denjenigen preisgegeben hat, gegen die man sich moralisch berechtigt sah und immer noch sieht, sie eben von der Macht in diesem Land abzuhalten. Das ist mehr als verständlich: Von jeder Wertbindung erwartet man doch, dass sie auch gelebt und emotional vollzogen wird. Und man will demjenigen, was man mit Gründen für das Bessere hält, auch zur Durchsetzung verhelfen. Viele politische Theoretiker und Theoretikerinnen haben wohl lange eine kosmopolitische Außenpolitik so verstanden, dass durch Vereinheitlichung eine – vielleicht in vielem eher informelle – „weltbürger-

Zur Auffassung, dass „gerechte Krieger“ die Gerechtigkeit realisieren helfen, passen weder der absolute Schutz von Zivilisten noch die Anerkennung der Gleichrangigkeit des Gegners

nötig sein, zur Erreichung des gerechten Ziels an einzelnen Stellen Ungerechtigkeit („Kollateralschäden“) gegen Zivilisten zuzulassen. Das Prinzip der Handlung mit doppelter Wirkung stellt keine entscheidende Einschränkung dar, obwohl es an zentraler Stelle verlangt, dass nur die gute Wirkung intendiert sein darf, denn gleichzeitig lässt es im Verhältnismäßigkeitsgrundsatz eine teleologische Abwägung der Folgen zu. Da der Selbstschutz für den Kriegserfolg nötig sein kann, steht er in Zweifelsfällen auch über dem Schutz von unbeteiligten Dritten. – Die zweite Bereitschaft kommt alleine dadurch in Bedrängnis, dass im „poietischen“ Modell der Verwirklichung von Gerechtigkeit nichts außerhalb der Gerechtigkeit selbst in

liche“ Existenz in einem weltweiten politischen Gemeinwesen geschaffen werden könnte, mit gemeinsamen grundlegenden Wertbindungen. Aber Martha Nussbaum hat in ihrem Buch zum Kosmopolitismus gezeigt, dass gerade der Liberalismus eben nicht gleichmachen darf, sondern weiterhin die Differenz der Staaten als räumliche Freiheitsvermittler benötigt.⁸ Die problematische Form des kosmopolitischen Denkmusters hat ja auch ein innenpolitisches Pendant, das in verschiedenen Varianten vorge- tragen wird, zum Beispiel so: „Gegen die Feinde der Demokratie darf im Zweifelsfall auch die Demokratie ausgesetzt werden.“ Oder so: „Gegen die Verächter der Menschenrechte muss nicht menschenrechtskonform vorgegangen werden.“ Selbstbindung wird konditioniert durch die Umstände; das höhere Ziel darf nicht gefährdet werden. „Frieden durch Recht“ heißt es dann auch häufig, so als sei der Frieden selbst nur Produkt einer *poiesis*, die sich durch eine technoforme Fabrikation herstellen ließe – analog zu ähnlichen Leerformeln wie „Klimaschutz durch Innovation“. Dennoch bleibt häufig ein Gespür dafür übrig, dass die Humanität nicht in der Durchsetzung des Humanitären liegt, sondern wie bei den Militärmedizinern oder Militärseelsorgern im „Dazwischen“ („*in-between*“) der Parteien. Militärmedizinisches Personal gehört zwar formal einer Konfliktpartei an, soll aber seine humanitäre Aufgabe unparteiisch, also auch an verletzten und verwundeten Gegnern, erfüllen. Nicht die Gerechtigkeit der Kriegsgründe, sondern ein Bewusstsein für die gleiche Menschheit in jeder Soldatin oder jedem Soldaten soll die Arbeit des Sanitätsdienstes leiten. Dieses Aussetzen der Gerechtigkeitsfrage in der Anerkennung der eigenen und fremden Begrenzung bei ihrer Beantwortung gehört ebenso in das Feld der Ritterlichkeit wie der Verzicht auf Strafe bei gefangenen Kriegsgegnern. (Im Übrigen kann man sogar die Reihenfolge der drei *ius-ad-bellum*-Kriterien bei Thomas von Aquin⁹, nämlich *auctoritas principis*, *causa iusta* und *intentio recta*, so auffassen, dass der gerechte Grund etwas relativiert ist. Die Autorität, die man sich als von Gott eingesetzt vorstellen muss, behält sogar Kompetenz im Feld der Beurteilung des gerechten Grundes und ist ihm in diesem Sinne vorgeordnet.)

Hier liegt vermutlich die größte Herausforderung, die das Konzept der Ritterlichkeit für unser zeitgenössisches Denken über die normativen Aspekte der Gewalt bietet: Ritterlichkeit stemmt sich gegen die Verkürzung unseres moralischen Bewusstseins auf den Gesichtspunkt der Gerechtigkeit. Im ritterlichen Bewusstsein – wenn man das so etwas überschlägig sagen darf – ist eine größere Breite moralischen Denkens aufgehoben, insbesondere eben auch die Unter-

Uns ist auch deshalb vieles so bitterernst geworden, weil wir keine Instanz mehr haben, an der wir uns selbst und auch unsere Macht- und Gewaltoptionen nochmals relativieren könnten

scheidung von Stärke und Schwäche, wie sie ja etwa in der Forderung „Frauen und Kinder zuerst!“ zum Ausdruck kommt. Nicht immer ist es gerecht, Frauen und Kinder bei der Rettung vorzuziehen.

Diese Unterscheidung von Stärke und Schwäche ist natürlich immer bezogen auf einen Kontext: Wer in Bezug auf eine Sache stark ist, muss es nicht zwangsläufig in Bezug auf eine andere sein. Aber dass man Stärke nicht ad infinitum ausnutzt und unverdienten Vorteil zurückgibt, gehört in dieses moralische Bewusstsein der Dependenz und Kontingenz, das sich in einer grundlegenden Einheit als derjenigen, die die Gewalt stiftet, verbunden weiß.¹⁰ Wir haben noch Beispiele davon im Sport, wenn beim Fußball eine Mannschaft den Ball ins Aus spielt, weil sich ein Gegenspieler verletzt hat, oder wenn an einer Bergetappe im Radsport auf jemanden gewartet wird, weil ihn ein Reifenschaden betroffen hat. Die Turniere des Mittelalters scheinen ja ebenfalls eine Art Sport darzustellen. Natürlich kommt sofort der Einwand: Aber Sport ist Spiel, und Krieg ist bitterer Ernst. Das ist einerseits sicherlich richtig, aber andererseits ist uns auch deshalb vieles so bitterernst geworden, weil wir keine Instanz mehr haben, an der wir uns selbst und auch unsere Macht- und Gewaltoptionen nochmals relativieren könnten.¹¹

Selbstbescheidung statt Selbstermächtigung

„God, how I hate the 20th century.“ General Patton ruft nicht zufällig Gott an. Das zwanzigste Jahrhundert steht unter dem Diktum Nietzsches aus *Die fröhliche Wissenschaft*: „Gott ist tot. Gott bleibt tot.“ Wenn Gott tot ist, müssen

Ernst zu sein bedeutet auch, nicht nur sich und seine Sache in den Mittelpunkt zu stellen

wir Menschen die Dinge selbst in die Hand nehmen, insbesondere das moralische Gelingen unserer Welt. Der christliche Philosoph Robert Spaemann hat in einem bemerkenswerten Vortrag gezeigt, dass hier enorme Implikationen für die Theologie – die selbst in einem gewissen Sinne immer „gott-loser“ wird – liegen. In einer Welt, die alles der *poiesis* ausliefert – in der von biotechnologischen Innovationen oder Mensch-Maschine-/Mensch-Tier-Hybriden oder (vermeintlich) freier Geschlechts- oder Alterswahl geträumt wird –, fällt das Bewusstsein der Geschöpflichkeit, das mit der Tugend der Dankbarkeit einhergeht, immer schwerer. Da wir uns ständig infrage stellen können und dies eben auch tun, fühlen wir uns ständig innerlich bedroht. Spaemann ruft aber das Leben der frühen Christen in Erinnerung, in dem man eine mehrfache Antwort auf „das Problem der inneren Bedrohung durch die äußere Infragestellung“ (in Bezug auf die Anfechtungen im Glauben) gefunden habe:

„Erstens durch die Überzeugung, dass der Glaube nicht zwingendes Wissen, sondern eine Evidenz ist, die sich übernatürlicher Gnade verdankt. [...] Das zweite Motiv ist die Überzeugung, dass am Ende der Zeiten die Evidenz des Glaubens auch die Faktizität auf ihrer Seite haben wird, dass die Gläubigen auf der siegreichen Seite sein werden, und zwar paradoxerweise gerade dann, wenn sie hier nicht gesiegt haben. Dieses Bewusstsein beseitigt die Schwäche, aus der aller Hass entspringt. Es gibt die innere Souveränität, ohne die das Gebot der Feindesliebe unerfüllbar ist.“¹² Der frühchristliche Mensch, so Spaemann, wusste, dass er das Heil der Welt nicht selbst bewerkstelligen muss und kann. Es gibt ja tatsächlich einen Unterschied zwischen Spiel – auch dem „Ritterspiel“ – und dem Ernst des Lebens. Aber ernst zu sein bedeutet eben auch, nicht nur sich und seine Sache in den Mittelpunkt zu stellen, sondern auch die anderen im Bewusstsein des gemeinsamen Verdanktseins gelten zu lassen.

Interessanterweise erlebt dieses Denken in der akademischen Welt derzeit eine (partielle) säkulare Renaissance in den neueren Schriften von Judith Butler. Butler stellt in „Die Raster des Krieges“ die „Betrauerbarkeit“ in den Mittelpunkt¹³ und übernimmt aus dem politischen Liberalismus, dem sich die gegenwärtigen Ansätze zum gerechten Krieg zumeist verpflichtet fühlen, die Forderung der Gleichheit, obwohl sie andererseits das Modell der Subjektkonstitution im Liberalismus heftig kritisiert. Für Butler wird im Liberalismus nicht deutlich, dass es eine fundamentale Abhängigkeit aller Menschen von anderen Menschen gibt. Die in der Theorie vom gerechten Krieg so wichtige normative These, dass Selbstverteidigung grundsätzlich – und in Grenzen – erlaubt ist, lehnt sie (wie Augustinus¹⁴, aber aus anderen Gründen) ab, weil erst ein „Rahmen“ („frame“) darüber befindet, wer oder was als „Selbst“ in den Blick kommt. Butler beklagt, dass nicht jedes Leben als betrauerbar angesehen wird, auch wenn sie zugesteht, dass Leben nicht schon für sich genommen beanspruchen kann, auf jeden Fall erhalten zu werden (zum Beispiel – so Butler – ungeborene Föten). Der zentrale Imperativ ist dann derjenige der Ge-

Der Autor



Bernhard Koch ist stellvertretender Leiter des Instituts für Theologie und Frieden in Hamburg und Privatdozent an der Albrecht-Ludwigs-Universität Freiburg im Breisgau. Er studierte Philosophie, Logik und Wissenschaftstheorie sowie katholische Theologie in München und Wien und lehrte an der Pädagogischen Hochschule Weingarten, der Goethe-Universität Frankfurt am Main, der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr und der Universität Hamburg. Seit 2012 ist er Co-Teacher Ethics am ICMM Center of Reference for Education on IHL and Ethics, Zürich.

waltlosigkeit („*non-violence*“), aber er richtet sich nicht – und nicht einmal vorrangig – an individuelle Menschen, sondern an die Strukturen, in denen Menschen in wechselseitiger Abhängigkeit verbunden sind.

Aus Butlers bisherigen Arbeiten zur Gewaltlosigkeit lassen sich keine eigentlichen Kriterien für den Umgang mit Gewalt herleiten. Da sich alle diese Kriterien wiederum „Rahmungen“ verdanken würden, wäre das auch sinnlos. Im Hinblick auf das Austragen faktischer Gewaltkonflikte, deren Realität wir eben konstatieren müssen, sind ihre Überlegungen also nicht hilfreich, und leider haben diese Gedanken und die in ihnen enthaltenen Setzungen selbst zu viel Streit und Ausgrenzung, also auch Gewalt, beigetragen. Aber dennoch können sie in zweifacher Weise herkömmliche Denkmuster hinterfragen helfen: Zum einen lassen sie durchscheinen, dass Aussagen wie jene, Ritterlichkeit im Sinne von Vermeidung großer Kräfteasymmetrien sei falsch, weil dem Gerechten nie genug getan werden könne, selbst auf problematischen Rahmungen beruhen. Und andererseits verrät Butlers Haltung wohl ihrerseits eine gewisse Nähe zu einem Denken, das auch dem Ethos der Ritterlichkeit unterliegt – und das vor allem gekennzeichnet ist von der Einsicht, dass die Dinge – utopisch – auch ganz anders sein könnten. Gewalt im Rahmen der Gerechtigkeit zu denken, wie bei allen Ansätzen der Legitimation über den „gerechten Krieg“, ist geprägt vom Denken im Modus des Notwendigen, die Ritterlichkeit hingegen (nicht als historische, sondern intellektuelle Figur im hier skizzierten Sinne) denkt im Modus des Kontingenten.

1 Vgl. Ehlers, Joachim (2009): Die Ritter. Geschichte und Kultur. 2. Aufl. München, S. 13–20. Überhaupt zeigen sich auch länderspezifische Unterschiede in der historischen Ausprägung des Rittertums. Zur britischen Tradition vgl. z. B. Maurice Keen (1984): Chivalry. New Haven und London.

2 Zur Bedeutung dieser Unterscheidung vgl. auch Schockenhoff, Eberhard (2007): Theologie der Freiheit. Freiburg i. Br., S. 96–99.

3 Zur Debatte zwischen „klassischer“ und „revisionistischer“ Theorie des gerechten Krieges vgl. Koch, Bernhard (2017): Diskussionen zum Kombattantenstatus in asymmetrischen Konflikten. In: Werkner, Ines-Jacqueline und Ebeling, Klaus (Hrsg.): Handbuch Friedensethik. Wiesbaden, S. 843–854.

4 Jägerstetter wird bei McMahan ausdrücklich schon zu Beginn seines Buches (Killing in War: Oxford 2009, S. 136 f.) gewürdigt.

5 Gottfried von Straßburg (ca. 1210): Tristan. Band 1. Mittelhochdeutsch/Neuhochdeutsch, Stuttgart. 18. Aufl. 2021, Verse 5023–5036, S. 306/307. Eine ähnliche Unterweisung in den ritterlichen Tugenden erhält Wolfram von Eschenbachs Parzival durch Gurnemanz.

6 Der Ritter wird zum Frauenheld wie James Bond: „Was sind das für hübsche Geschichten, wenn dann so eine Dame im Oranenhain in den Armen ihres Ritters liegt und ihr Kammerweib derweil Wache hält und fast umkommt vor Neid und Angst. Wie Honig ist das, und ganz heiß wird einem ums Herz.“ (Miguel de Cervantes Saavedra [1605/1615]: Der geistvolle Hidalgo Don Quijote von der Mancha. Gesamtausgabe in einem Band, hrsg. u. übers. v. S. Lange. München). 5. Aufl. 2021, S. 349).

7 Malcolm Vale (2019): Chivalry and the Conduct of Warfare – Illusion and Reality. In: Koch, Bernhard (Hg.): Chivalrous Combatants? The Meaning of Military Virtue Past and Present. Baden-Baden, S. 29–43, S. 35.

8 Nussbaum, Martha (2020): Kosmopolitismus. Revision eines Ideals. Darmstadt.

9 Thomas von Aquin (1265–1274): Summa Theologiae, II II, q. 40.

10 Vgl. Augustinus, Brief an Bonifatius. In: Ausgewählte Briefe, Band II. Kempten/München 1917, S. 182: „Wenn du dich also zur Schlacht rüstest, so bedenke vor allem, dass auch deine körperliche Kraft ein Geschenk Gottes ist.“

11 Nochmals: Diese hier angestellten Überlegungen sind ethischer Natur. Dass auch die Kriege des Mittelalters grausam waren, bleibt natürlich unbestritten. Vgl. z. B. Kortüm, Hans-Henning (2010): Kriege und Krieger. 500–1500. Stuttgart, S. 204–264.

12 Spaemann, Robert (2001): Der Hass des Sarastro. In: ders: Grenzen. Zur ethischen Dimension des Handelns. Stuttgart, S. 181–193, S. 191.

13 Butler, Judith (2010): Raster des Krieges. Warum wir nicht jedes Leid beklagen. Frankfurt/New York.

14 Augustinus: De libero arbitrio – Der freie Wille. übers. von J. Brachtendorf. Paderborn/München 2006, S. 84–91.

MANNBARKEITSRITEN

GEWALTRITUALE, SEXUELLE ÜBERGRIFFE UND RECHTSEXTREMISMUS IN DER BUNDESWEHR

Autor: Rolf Pohl

Einleitung

In der Zentralen Dienstvorschrift zur Inneren Führung heißt es zum Leitbild des mündigen, seinem Gewissen verpflichteten „Staatsbürgers in Uniform“: „Die Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr erfüllen ihren Auftrag, wenn sie aus innerer Überzeugung für Menschenwürde, Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit, Gleichheit, Solidarität und Demokratie als den leitenden Werten unseres Staates“ und damit auch der Bundeswehr „aktiv eintreten“¹. Der dafür notwendige Zusammenhalt beruht nach dem Soldatengesetz wesentlich auf Kameradschaft, deren Normen allerdings nicht allein von oben nach unten im Rahmen linearer Befehls- und Gehorsamsketten umgesetzt werden. Kameradschaftsnormen bilden sich vielmehr, so der Soziologe Stefan Kühl, „im Schatten der offiziellen formalen Organisation aus – durch das autonome, selbstinitiierte Handeln der Soldatinnen und Soldaten“².

Aus der Ritualforschung wissen wir seit Émile Durkheim, dass ritualisiertes Handeln konstitutiv für die Erzeugung, die Festigung und die Repräsentation von Gemeinschaftsbindungen ist. Dazu gehört auch die Sicherung von Zugehörigkeit zur jeweiligen Bezugsgruppe und deren innere Differenzierung durch die Zuweisung bestimmter Rollen. Dies gilt bei der Bundeswehr sicherlich für die bekannten offiziellen militärischen Rituale und Zeremonien wie das Rekrut:innengelöbnis oder den Großen Zapfenstreich. Wie aber lassen sich in diesen Zusammenhang die skurrilen und meist erniedrigenden Gewalt- und Ekelrituale in der Bundeswehr einordnen? Auch dabei geht es ja um eine eigenaktive Form der Selbstermächtigung, mit der die daran beteiligten Soldaten auf die Herstellung und Festigung eines kameradschaftlichen Gemeinschaftsgefühls zielen. Aber dieses rituelle Zusammenschweißen erfolgt durch anstößige, oft sogar rechtswidrige Handlungen, die das Leitbild eines staatsbürgerlich verantwortlichen Soldaten mit der für ihn postulierten konflikt- und friedensfähigen Mitmenschlichkeit missachten, konterkarieren und beschädigen. Bei den in jüngerer Zeit bekannt

Abstract

Zu den Bundeswehrskandalen der jüngeren Zeit gehören vor allem anstößige, grenzverletzende Rituale, mit denen Zugehörigkeit, Kameradschaft und Verlässlichkeit erzeugt und gefestigt werden sollen. Auffällig ist, dass diese Aufnahme- und Härterituale häufig mit sexuellen Übergriffen und rechtsextremistischen Vorfällen einhergehen.

Diese inszenierten und insbesondere für die Aufnahmekandidaten demütigenden, gewaltförmigen und oft rechtswidrigen Rituale stehen in fundamentalen Gegensatz zu den Leitbildern der Inneren Führung. Das hier in einer besonderen Weise zum Ausdruck kommende Ideal einer kampf- und kriegsbereiten militärischen Persönlichkeit ist aber immer schon Teil des militärischen Selbstverständnisses und Ziel der militärischen Sozialisation der Bundeswehr gewesen. Insofern handelt es sich um die extreme, pervertierte Spitze eines Eisbergs und nicht um bedauerliche, allerhöchstens disziplinarrechtlich zu ahnende Einzelfälle, die mit der Struktur der Bundeswehr nichts zu tun haben.

In dem Aufsatz wird aus einer sozialpsychologischen und geschlechtertheoretischen Perspektive der Frage nach den tieferen Ursachen dieser Rituale und ihrer Nähe zu den Initiationsriten in sogenannten „Stammesgesellschaften“ nachgegangen. Dabei wird die These vertreten, dass diese Rituale als Versuch einer hypervirilen, einer überbetont männlichen Selbstinitiation zu verstehen sind, die von dem mehr oder weniger unbewussten Wunsch nach Herstellung und Abhärtung einer kampf-, tötungs- und opferbereiten Gruppenmännlichkeit getragen ist. Die Härteprägung soll dabei durch die körperbetonte Überwindung der als nicht männlich, schwach und weiblich geltenden Zivilität erfolgen. Zusammen mit sexistischen und rechtsextremistischen Vorfällen weisen diese rituellen Exzesse auf eine gewisse Renaissance des archaischen Kriegerbilds und damit auf die Grenze der Geltungskraft eines staatsbürgerlich getragenen soldatischen Ethos in der Bundeswehr hin.

gewordenen Vorfällen in der Staufer-Kaserne in Pfullendorf, bei einem Gebirgsjägerbataillon in Bad Reichenhall, bei Teilen des Kommandos Spezialkräfte (KSK), bei deutschen Panzergrenadieren in Litauen sowie beim Wachbataillon beim Bundesministerium der Verteidigung fällt außerdem auf, dass mit den bizarren und gewaltförmigen Ritualen regelmäßig auch sexuelle Belästigungen und Übergriffe sowie rechts-extremistische, verschwörungsideologische und antisemitische Äußerungen einhergehen.

Wo liegen die tieferen Ursachen für dieses rituelle Verhalten? Was macht aus einer sozialpsychologischen Perspektive den Kern dieser grenzüberschreitenden Regelverletzungen aus, und was verbindet sie im militärischen Kontext miteinander? Die folgenden Ausführungen werden der These nachgehen, dass sich alle drei Handlungsfelder, vor allem aber die im Hauptfokus stehenden Rituale, als Versuch einer mann-männlichen Selbstinitiation verstehen lassen. Nach dieser These ist diese rituelle Selbstinitiation von dem mehr oder weniger unbewussten Wunsch nach Herstellung und Abhärtung einer kampf-, tötungs- und opferbereiten Gruppenmännlichkeit durch die tatkräftige und körperbezogene Überwindung der als weiblich geltenden, nicht männlichen Zivilität getragen. Die offizielle militärische Ausbildung dient in großen Teilen zwar ebenfalls diesem Ziel, scheint aber als nicht hinreichend wahrgenommen zu werden. So bildet sich vor allem auf der Ebene der Mannschaftsdienstgrade immer wieder eine exklusive Subkultur mit männerbündischem Charakter aus, bei der die Neuankömmlinge den Beweis ihrer Zugehörigkeit erbringen müssen. Hier kommt bei den beteiligten Soldaten ein maskuliner und zugleich nationalistischer Ehrbegriff zum Ausdruck, mit dem die elementare Angst abgewehrt werden soll, als weiblich und/oder homosexuell markierter und denunzierter „Schwächling“, „Verlierer“ oder als unzuverlässiger „Versager“ zu gelten und ausgegrenzt zu werden.³ Das dahinterstehende traditionelle, archaisch kriegerische Männlichkeitsideal ist mit dem heroischen Männerbild der neuen Rechten kompatibel. Darin liegt sicherlich eine der Hauptquellen der in der Bundeswehr immer wieder auffallenden Affinitäten zum Rechtsextremismus.⁴

Nun wird hinsichtlich dieser offenkundigen Anfälligkeit für Aufnahme-rituale sowie für sexistische und rechtsextremistische Ideologien der Ungleichheit und Gewalt immer wieder darauf hingewiesen, dass die Bundeswehr ein „Spiegel der Gesellschaft“ ist und es deswegen kein Wunder sei, dass sich in ihr in ähnlichem Umfang die gleichen negativen Phänomene ausbreiten wie in der außermilitärischen Wirklichkeit. Das stimmt sicherlich, wenn auch mit

Die nach wie vor dominierenden Geschlechterverhältnisse sind seit Längerem von Erosionen und als Folge davon insbesondere von einem Kampf um die Sicherung der männlichen Vorherrschaft bestimmt

einer wesentlichen Einschränkung, auf die noch einzugehen sein wird. Aber nehmen wir die These von der Bundeswehr als Spiegel der Gesellschaft einmal ernst, dann ist es sinnvoll, zunächst die Gesamtgesellschaft und dabei insbesondere die Strukturen der nach wie vor dominierenden Geschlechterverhältnisse in den Blick zu nehmen. Diese Verhältnisse sind seit Längerem von Erosionen und als Folge davon insbesondere von einem Kampf um die Sicherung der männlichen Vorherrschaft bestimmt, ein Kampf, der in verschiedenen gesellschaftlichen Arenen ausgetragen wird. Das Militär ist eine dieser Arenen der Männlichkeit.

Männliche Vorherrschaft

In den postmodernen westlichen Gesellschaften sind seit längerer Zeit die traditionellen Geschlechterverhältnisse unter dem Einfluss gleichstellungspolitischer Fortschritte in Bewegung geraten. Diese Veränderungen bleiben jedoch weitgehend an der Oberfläche, solange die dahinterstehenden Strukturen einer nach wie vor asymmetrischen und hierarchischen Geschlechterordnung grundsätzlich unangetastet bleiben. Verschleiert und verleugnet wird damit, so die Soziologin Sylka Scholz, vor allem die trotz aller Modernisierungen in den Geschlechterbeziehungen nach wie vor geltende „geistige und moralische Vorherrschaft von

männlichen Wert- und Ordnungssystemen“, die an die „Produktion einer hierarchischen Kultur der Zweigeschlechtlichkeit“ gebunden ist. Diese Kultur der Ungleichheit weist einen grundlegenden Kern auf: Das „Männliche gilt als Norm und gegenüber dem Weiblichen als überlegen“, das Weibliche dagegen weiterhin als untergeordnet, nachrangig und weniger wert.⁵

Dieses System der männlichen Vorherrschaft ist tief in der kulturellen Ordnung der Gesellschaft und in den weitgehend unbewussten Wahrnehmungs- und Einstellungsmustern (nicht nur der Männer) verankert. Das bedeutet, dass Männer in männlich dominierten Gesellschaften nach wie vor dem mehr oder weniger starken Druck unterliegen, Unterschiede gegenüber den Frauen zu betonen, diese Differenzwahrnehmungen zu bewerten und sich damit nicht nur als ein anderes, sondern grundsätzlich als das wichtigere und überlegene Geschlecht zu setzen. Diese Selbstsetzung muss geschützt und „im Notfall“ unter Beweis gestellt werden. Als kulturelles Konstrukt ist

Die immer mal wieder als wichtige „gruppenstabilisierende Elemente“ verharmlosten internen Rituale der Bundeswehr sind keine bloßen spätpubertären Mutproben unreifer junger Männer, die ein bisschen aus dem Ruder gelaufen sind

Männlichkeit vor diesem Hintergrund als ein fragiler und krisenanfälliger Zustand zu verstehen, der bei Konflikten, die immer auch als Krise der Männlichkeit erlebt werden, repariert oder gar neu hergestellt werden muss. Das heißt: Im Zentrum des Selbstverständnisses einer auf hierarchischen Geschlechtergegensätzen aufgebauten Kultur steht das Bild einer intakten und autonomen, aber immer wieder bedrohten Männlichkeit.

Diese Bedrohung zeigt sich insbesondere auf dem Feld der Sexualität, denn sein nach der Norm der Heterosexualität auf Frauen gerichtetes Begehren macht den Mann im hohen Maße abhängig: abhängig von seinem eigenen Begehren und mit dieser Fixierung gleichzeitig abhängig von den Frauen, auf die seine Sexualität

programmiert bleibt. Der Mann ist unter diesen Bedingungen nirgends schwächer und (scheinbar) einer fremden Kontrolle unterworfen als auf dem Feld der Sexualität. Damit wird er einem unausweichlichen Dilemma unterworfen: einem nicht auflösbaren Gegensatz von zwanghaftem Autonomiewunsch und einer tief sitzenden Abhängigkeitsangst. Die Folge ist die Entwicklung einer im Krisenfall kampfbereiten Abwehrhaltung, deren unbewusster Kern eine ambivalente, aus Angst, Lust und einer bis zum Hass reichenden Feindseligkeit gekennzeichnete Einstellung zur Weiblichkeit sowie zu allem Bedrohlichen ist, das unbewusst als weiblich markiert wird: Zeichen von „Schwäche“, die als nicht männlich empfunden, mit Frau und Weiblichkeit assoziiert und nun im Außen als legitime „Notwehr“ energisch bekämpft werden können. Hier liegt psychologisch eine der wichtigsten Quellen für alle Formen des alltäglichen Sexismus bis hin zu manifester sexueller und sexualisierter Gewalt im zivilen gesellschaftlichen Alltag. Damit aber auch, folgen wir der These von der Bundeswehr als Spiegel der Gesellschaft, im militärischen und schließlich sogar im Kriegs-Alltag. Sexismus und sexuelle Übergriffe im Militär, vor allem aber die in fast allen Kriegen vorkommenden Vergewaltigungen legen hiervon ein beredtes Zeugnis ab. Bei sexueller Kriegsgewalt geht es nicht nur um eine spezifische Mischung aus sexueller Lust, Macht und Gewalt als kriegsstrategisches Mittel, sondern gleichzeitig immer auch um einen elementaren Männlichkeitsbeweis.⁶

Vor diesem Hintergrund sind die immer mal wieder, auch aus der Bundeswehr selbst heraus, als wichtige „gruppenstabilisierende Elemente“ verharmlosten internen Rituale der Bundeswehr eben keine bloßen spätpubertären Mutproben unreifer junger Männer, die ein bisschen aus dem Ruder gelaufen sind, sich aber irgendwann schon von allein geben. Sie müssen vielmehr als selbst gewähltes Mittel der Erzeugung einer intakten soldatischen Männlichkeit verstanden werden, die sich bei Bedrohungen ihrer Unversehrtheit als abwehr- und kampfbereit bis hin zur Überwindung des Tötungstabus erweisen soll. Und hier finden wir in der Ausbildung an Waffen und in der damit verknüpften Erzeugung der Bereitschaft, im

Einsatzfall gegebenenfalls zu töten und getötet zu werden, den entscheidenden Unterschied zu ähnlichen männlichen Selbstinitiationen außerhalb der Streitkräfte.

Selbstverständlich lassen sich militärischer Alltag und Kriegseinsätze nicht auf diese Geschlechterdimension reduzieren, sie sind aber ohne die Berücksichtigung ihrer Mobilisierung nicht hinreichend zu erfassen. Die inszenierten Gewalttriale mögen dabei zwar im Widerspruch zum soldatischen Idealbild der Inneren Führung stehen – nicht aber grundsätzlich im Widerspruch zu den männlichkeitsprägenden Zielen und Aufgaben, die der militärischen Ausbildung als einer Form des organisierten Übergangs von einer zivilen zu einer soldatischen Männlichkeit ohnehin zu eigen sind.

Militärische Sozialisation und Geschlecht

Weder eine stärkere Integration von Frauen in die Streitkräfte noch die Transformation traditioneller Staatenkriege in neue asymmetrische oder in moderne Kriege mit professionellem Hightech-Charakter haben grundsätzlich etwas daran geändert, dass Militär und Krieg nach wie vor zutiefst männlich bestimmt sind. „Das Militär bestimmt wie kaum ein anderer Lebensbereich die Konstruktion von Männlichkeit und ist selbst in hohem Maße von Männlichkeit durchdrungen.“⁷ Das bezieht sich nicht nur auf die lange und bis heute prägende militärische Tradition sowie die quantitative Dominanz von Männern in den Armeen, sondern vor allem auf die in ihnen verkörperten und die Ausbildung der Soldaten bestimmenden Werte und Verhaltensnormen. Die deutschen Streitkräfte sind auch nach Aussetzung der Wehrpflicht eine maßgebliche Institution für die Produktion des vorherrschenden Konstrukts Männlichkeit. Und zu diesem Konstrukt gehört nun einmal das Selbstbild einer intakten, aber vielfältig bedrohten Gruppenmännlichkeit, deren Militarisierung innerhalb einer homosozialen Kampfgemeinschaft Schutz und eine erfolgreiche Immunisierung gegen diese Bedrohungen verspricht.

In seiner affirmativen Rechtfertigung des exklusiv männlichen Charakters von Mili-

tär und Krieg bringt einer der bekanntesten Militärhistoriker, Martin van Creveld, diesen Aspekt naiv und fast zynisch zugespitzt auf den geschlechterideologischen Punkt: Krieg, so van Creveld, ist und bleibt ein kulturell und entwicklungspsychologisch notwendiger Männlichkeitsbeweis. Notwendig, weil es im

Die deutschen Streitkräfte sind auch nach Aussetzung der Wehrpflicht eine maßgebliche Institution für die Produktion des vorherrschenden Konstrukts Männlichkeit

Unterschied zur Entwicklung der weiblichen Gebärfähigkeit keine biologischen Übergänge des Jungen zum Mann gebe und der Junge folglich durch kulturelle Riten erst männlich gemacht werden müsse. Diese Erzeugung von Männlichkeit könne nur durch Männer selbst erfolgen, da es vor allem darum gehe, endgültig die Bindung an die Mutter aufzulösen und die damit verbundene „weibliche Substanz“ aus den Körpern und der Seele der jungen Heranwachsenden auszutreiben. Nur eine solche Initiation könne diese Abhängigkeit von Frauen überwinden und die Jungen halbwegs gegen zukünftige weibliche Einflüsse immunisieren, die eng mit einer von Lust, Angst und Neid begleiteten Imagination der weiblichen Sexualität verbunden sind. Da es aber, so van Creveld weiter, in den entwickelten Gesellschaften keine traditionelle Stammesinitiation mehr gebe, müssten zwangsläufig soziale Einrichtungen wie das Militär diese Funktion der Weiblichkeitsüberwindung übernehmen. Und in letzter Konsequenz, so lautet seine männlichkeitsverherrlichende und gleichzeitig frauenverachtende Schlussfolgerung, sei kein Tätigkeitsfeld so geeignet, „die Männlichkeit zu bestätigen, wie der Krieg“. Angesichts der „überlegenen sexuellen und Fortpflanzungsqualitäten der Frauen“ biete der Krieg den Männern die Gelegenheit, endlich einmal unter Beweis zu stellen, „wozu sie denn überhaupt gut sind“. Und der Krieg biete damit „der menschlichen Persönlichkeit“, und die ist aus van Crevelds androzentristischer Sicht

selbstverständlich die männliche, generell „eine gute Möglichkeit, sich voll zu entfalten“.⁸

Dies liest sich wie ein Handbuch zur männlichen Initiation in einer kriegerisch-patriarchalen Stammesgesellschaft. Kritisch gewendet bedeutet diese heroisierende Kriegsverherrlichung: Die Zugehörigkeit zum Militär und die Teilnahme am Krieg tragen den Charakter einer hypervirilen mann-männlichen Wieder-

Zu den klassischen Merkmalen des militärisch-männlichen Körperselbst gehören Stärke, Mut, Entschlossenheit, aggressive Kampfbereitschaft, Härte, Disziplin, bedingungslose Hingabe- und Gehorsamsbereitschaft, Kameradschaftsgeist, Tapferkeit, Zähigkeit und Opferbereitschaft

geburt mit initiationsähnlichen Zügen, durch die Spuren des Mütterlichen beseitigt werden und damit der Einfluss der angstausslösenden Weiblichkeitsbilder abgewehrt wird. „Der militärische Initiationsritus“, so Eva Kreisky kurz und bündig, „lässt also in die Welt ‚wahrer‘ Männlichkeit eintreten.“⁹ Kriege dienen unter dieser Perspektive auch der Mobilisierung, dem Einsatz und dem Beweis dieser militarisierten, auf Abwehr und Kampf ausgerichteten Männlichkeit sowie der Reparatur ihrer als gefährdet oder gar als beschädigt erlebten Subjektivität.

Auf welchem Wege und mit welchen Methoden wird nun dieses Konstrukt der soldatischen Männlichkeit hergestellt? Im Zentrum der militärischen Sozialisation, deren immer wieder gern vergessener Kern eine Sozialisation zum Töten ist, steht ein grundlegender Umbau der Persönlichkeit: die Verwandlung eines „zivilen“ in ein „militärisches Ich“. Für Markus Euskirchen heißt das: „Zunächst wird der junge Mann – während der Grundausbildung – teildestruiert, umstrukturiert und umgebaut.“ Die anschließende „Restrukturierung“ der jungen Männer „findet unter der Verheißung von kollektiv zu erwerbender Super-Männlichkeit statt“¹⁰. Zu den wichtigsten Mitteln dieses Umbaus gehört die Entwicklung und Kanalisierung von Verarbeitungsmechanismen der durch die militärische Ausbildung erzeugten

und unter Einsatzbedingungen massiv verstärkten Ängste. Die Ängste sollen damit in eine aggressive Feindbildung umgewandelt, und das heißt, im Zeichen von Kameradschaft und Korpsgeist abgewehrt und in den berechtigt erscheinenden Kampf gegen einen äußeren Gegner transformiert werden. Auf diesem Wege kann Angst in Feindseligkeit, Hass und Grausamkeit umgewandelt werden.

Diese Transformation in eine mehr oder weniger kriegerisch ausgerichtete Männlichkeit als möglichst reibungslos funktionierender Teil einer wehrhaften und kampfbereiten Tötungsmaschinerie setzt vor allem am Körper der Rekruten an. Die körperbezogenen Ausbildungspraxen und ihre Methoden der Abhärtung, Ermüdung, Stärkung, Bestrafung und so weiter sollen den Körper und damit den Geist der Soldaten in einen Zustand kontrollierter Selbstdisziplin, lückenloser Überwachung und ständiger Kritisier- und Bestrafbarkeit versetzen.

Zu den klassischen Merkmalen dieses militärisch-männlichen Körperselbst gehören Stärke, Mut, Entschlossenheit, aggressive Kampfbereitschaft, Härte, Disziplin, bedingungslose Hingabe- und Gehorsamsbereitschaft, Kameradschaftsgeist, Tapferkeit, Zähigkeit und Opferbereitschaft. Diese Merkmale müssen in der militärischen Sozialisation gleichsam in den Körper und die Seele des Soldaten eingeschrieben werden. Dieser Kanon an soldatischen Werten macht, wie bereits angedeutet, auch deutlich, was nicht dazugehört: alles, was als Gegenteil dieser militärisch aufgerüsteten Männlichkeit gilt und typischerweise als weiblich (oder „schwul“) denunziert und unter den Etiketten „Weichei“, „Schlappschwanz“ und so weiter rubriziert wird. Und genau in diesen Kontext gehören die sogenannten „Aufnahmerituale“, denen damit vorrangig die Funktion von Männlichkeitsbeweisen zukommt.

In (un)guter Erinnerung sind hier etwa die im Februar 2010 in die Schlagzeilen geratenen bizarren Aufnahmerituale bei den Gebirgsjägern in Mittenwald. Um als „Fux“ im sogenannten „Hochzugskult“, einer internen Mannschaftshierarchie, aufzusteigen, mussten die Novizen bis zum Erbrechen rohe Schweineleber und mit Rohhefe gefüllte Rollmöpfe essen, exzes-

siv Alkohol trinken und, für eine soldatische Männergemeinschaft nicht ohne Pikanterie, nackt Kletterübungen vor den versammelten Kameraden absolvieren. Nur wer sich diesen Prüfungen ausgesetzt und sie überstanden hatte, galt fortan als „echter“ Gebirgsjäger.

Vor diesem Hintergrund müssen diese Rituale und mannschaftsinternen Härteprüfungen als das eingeordnet werden, was in der meist schnell erregten und dann ebenso schnell wieder abflauenden öffentlichen Debatte weitgehend ausgeblendet bleibt: Rituale einer militarisierten Männlichkeit, deren kriegerisch-heldische Komponente nicht, wie viele annehmen, durch inszenierte Rituale in Schach gehalten und überwunden, sondern gerade hervorgebracht und verstärkt wird.

Die Logik der männlichen Initiation

Wie weit aber trägt der hier angesprochene Vergleich von militärischer Sozialisation und erniedrigenden Bundeswehrritualen mit der klassischen männlichen Initiation? In allen Gesellschaften mit männlicher Vorherrschaft ist die Initiation oder eine analoge, mehr oder weniger organisierte Statuspassage das wichtigste Mittel zur Herstellung und Sicherung der kulturell erwünschten Männlichkeit. Entsprechend des grundlegenden Modells Arnold van Genneps über die „rites de passage“ folgen die männlichen Übergangsriten einem dreiphasigen Grundschema, das aus einer Trennung (*séparation*), einer Umwandlung (*marge*) und einer Angliederung (*agrégation*) besteht:¹¹ Nach einer radikalen, häufig gewaltsamen Trennung von der weiblichen Welt werden die Initianden komplexen Inszenierungen und oft schmerzhaften Prüfungen unterworfen, um alle Spuren des Weiblichen aus ihrem Geist und Körper auszutreiben und die fortan mit dem Bild bedrohlicher Weiblichkeit verknüpften Ängste zu überwinden. Erst nach der Inszenierung eines symbolischen Todes und einer sich anschließenden zweiten Geburt, einer sozialen Wiedergeburt in der exklusiven Gruppe erwachsener Männer, ist eine Rückkehr in die weibliche Welt, nun als „wahrer“, „potenter“ und meist auch als kriegerischer Mann, möglich.¹²

Die Befunde der jüngeren einschlägigen ethnologischen Forschung zeigen aber, dass die Immunisierung gegen die vermeintlichen Gefahren, die von Frauen und vor allem ihrer als bedrohlich empfundenen Sexualität ausgehen, niemals vollständig gelingt.¹³ Die durch die Initiation oder, wie in unseren Gesellschaften, auf initiationsähnlichen Wegen erworbene Männlichkeit bleibt grundsätzlich ein fragiler und permanent bedrohter Zustand. Die größten Gefahren scheinen, wie bereits aufgezeigt, auch nach der virilen Wiedergeburt (und dann vielleicht sogar erst recht) von den Frauen, der weiblichen Sexualität und all jenen Verhältnissen und Zuständen auszugehen, die als schwächend, als Verlust der mit dem eigenen Geschlecht verbundenen Integrität und Autonomie empfunden werden. Aus diesem Grund ist die Arbeit am und mit dem männlichen Körper gleichsam als dem wichtigsten Träger der initiierenden Rituale so wichtig. Rituale können nicht ohne diesen Körperbezug existieren.

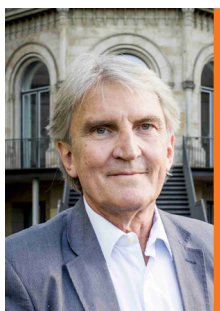
Übertragen auf die selbst inszenierten Übergangsriten im Militär sehen wir hinsichtlich der Rolle von Körper und Sexualität, dass die Soldaten einem Dilemma unterworfen werden: Sexualität gehört elementar zum Ideal von männlicher Vitalität und Stärke, aber damit ist selbstverständlich ausschließlich Heterosexualität gemeint. Homosexualität ist nach wie vor und durch die Rituale verstärkt, zutiefst verpönt. In den Ritualen der Gebirgsjäger in Mittenwald wird diese sexuelle Dimension körperlich zur Schau gestellt: Die nackt absolvierten Kletterübungen demonstrieren, dass der Körper der Soldaten der ganzen Gruppe gehört. Nicht nur zum Zwecke der Abhärtung, sondern auch zur Kontrolle möglicher sexueller Anfeindungen, die wie in einem Spiel mit dem Feuer gleichzeitig in voyeuristischer Form angestachelt und in Schach gehalten werden. Das Posieren von Angehörigen der Gebirgsjäger mit Totenschädeln bei ihrem Einsatz in Afghanistan 2003 neben ihrem entblößten und erigierten Geschlechtsteil erfüllt einen ähnlichen Zweck. Die Nähe von Sexualität, Tod und Potenz bei einer unter Kriegsbedingungen existenziellen Ängsten ausgesetzten soldatischen Männlichkeit ist auffällig.

Wo aber bleibt konkret die Sexualität der Soldaten, die ständig mobilisiert und als Mittel des Potenzbeweises und der Überlegenheit angesehen und eingesetzt wird? Das Thema Sexualität ist im Militär dauerpräsent, aber gleichzeitig mit Tabus versehen. Zum soldatischen Selbstbild gehört eine als „naturegegeben“ aufgefasste urwüchsige Heterosexualität, die keinen Aufschub duldet. Das

Der Kampf gegen Rechtsextremismus und gegen alle Formen des Sexismus sowie die damit verbundenen militarisierten Männlichkeitsvorstellungen ist keine exklusive Aufgabe der Bundeswehr, sondern eine gesamtgesellschaftliche

ist keine als Aufstau misszuverstehende „sexuelle Not“, sondern ein aus Prestige Gründen und Kameradschaftsdruck „notwendiger“ Männlichkeitsbeweis, der sich häufig auch im demonstrativ gesteigerten, gruppenstabilisierenden Konsum von Pornografie und Prostitution zum Ausdruck bringt. Hier kommt erneut die körperliche Dimension ins Spiel, denn aus dieser, die männlichen Wahrnehmungs-, Einstellungs- und Handlungsmuster bestimmenden Perspektive gilt der Grundsatz: Der Mann hat einen Körper, den er beherrschen, manipulieren und als Instrument, gegebenenfalls als Waffe benutzen kann. Die Frau dagegen ist Körper und damit potenzielles Objekt des Zugriffs. Sexuelle Belästigungen bis hin zu Übergriffen gegenüber Kameradinnen finden hier ihren (psycho)logischen Kern und ihre unbewusste Legitimation.

Der Autor



Rolf Pohl hat Geschichte, Politikwissenschaft, Soziologie und Psychologie studiert und bis 2017 als Professor für Sozialpsychologie an der Leibniz Universität Hannover gearbeitet. Er gehört zu den Mitgründer:innen und Koordinator:innen der Arbeitsgemeinschaft Politische Psychologie, ist Mitglied in der Gesellschaft für psychoanalytische Sozialpsychologie und im Fachbeirat von medica mondiale e. V. Zu seinen Arbeitsschwerpunkten gehören Themen aus den Bereichen Politische Psychologie und Geschlechterforschung. Sein Hauptwerk ist das Buch „Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen“ (Neuaufgabe 2019).

Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen“ (Neuaufgabe 2019).

Schlussbemerkung

Selbstverständlich zielen diese Überlegungen nicht pauschal auf das gesamte Klima in der Bundeswehr. Aber die grenzverletzenden Männlichkeitsriten sowie die mit ihnen verbundenen sexistischen und rechtsextremistischen Vorkommnisse werden sich ohne eine systematische Berücksichtigung der hier angedeuteten geschlechtsbezogenen Perspektive nicht angemessen verstehen und wirksam bekämpfen lassen. Was folgt daraus für die Praxis? Konkrete, rezeptähnliche Vorschläge lassen sich aus den Ausführungen zwar nur schwer ableiten, aber einige grundlegende Konsequenzen zumindest andeuten. Zunächst geht es um eine unabhängige „aktuelle und vorbehaltlose Lageanalyse, die über die Auflistung von ‚Vorfällen‘ hinausgeht“, wie es vom Historiker Klaus Naumann gefordert wird. Die Einrichtung einer Koordinierungsstelle für Extremismverdachtsfälle im Verteidigungsministerium reicht hier vermutlich nicht aus. Zu einer solchen Untersuchung gehören Fragen „nach den strukturellen Affinitäten zwischen Militär und Rechtsaußen, den selbstverstärkenden Mechanismen der militärisch-politischen Sozialisation und nach der Bedeutung subkultureller Milieus für die Ausprägung politischer Einstellungen und ihre Radikalisierung“¹⁴. Auch hier gilt: Das kann nur Erfolg haben, wenn die geschlechtliche Dimension in die Untersuchung dieser drei Felder einbezogen wird. Angesichts der Tatsache, dass mehr als jede zweite Bundeswehrsoldatin mindestens eine Form sexueller Belästigung im Truppenalltag erlebt¹⁵, gilt dies vor allem für die alltägliche Aufklärungs- sowie die Ausrichtung der politischen Bildungsarbeit. Der Kampf gegen Rechtsextremismus und gegen alle Formen des Sexismus sowie die damit verbundenen militarisierten Männlichkeitsvorstellungen ist aber keine exklusive Aufgabe der Bundeswehr, sondern eine gesamtgesellschaftliche.

In der Bundeswehr wird diese notwendige sanktionierende und präventive Arbeit erheblich durch jenen grundlegenden Widerspruch erschwert, auf den bereits am Anfang hingewiesen wurde: die tiefe Kluft zwischen dem Ideal staatsbürgerlich und moralisch verantwortlicher Soldat:innen und dem rituellen

Zusammenschweißen zu einer abwehr- und kampfbereiten Kameradschaft mit einer, seit den Erfahrungen der Auslandseinsätze, zunehmenden Renaissance des archaischen Bildes einer kriegerischen Männlichkeit. Angesichts dieser Kluft ist das Diktum von Graf von Baudissin einer „Entmilitarisierung des soldatischen Selbstverständnisses“ ein hehres Ideal, aber praktisch nur annäherungsweise umzusetzen. Aber gerade weil dieses Ideal im Sinne der Inneren Führung nicht vollumfänglich erreichbar ist, sind alle Maßnahmen, die diese Annäherung stärken, anzuwenden und zu intensivieren. Wichtig ist dabei, dass im Gegensatz zu einer immer noch verbreiteten Kultur des Verleugnens, Verschweigens oder Bagatellisierens bei allen Beteiligten ein Bewusstsein dieses Widerspruchs verankert wird. Der männlich-kameradschaftliche Korpsgeist suggeriert das Kontinuum einer widerspruchsfreien Gemeinschaft, die real nicht existiert. Diese Kluft und die damit einhergehenden typischen Krisen und Konflikte müssen angenommen, akzeptiert und ausgehalten werden. Dazu ist auch ein offener reflexiver und selbstreflexiver Umgang mit jenen eigenen Affekten notwendig, die immer wieder als unmännlich, schwach und damit nach der militärischen Logik als untauglich denunziert werden. Dies gilt insbesondere für das Eingehen auf persönliche Ängste, ehe diese durch zusammenschweißenden Drill und rituelle Härteprüfungen in ein Potenzial von Feindseligkeit und Hass transformiert werden. Etwas pathetisch ausgedrückt geht es, angelehnt an einen auf einen anderen Zusammenhang gerichteten Aphorismus Theodor W. Adorns darum: insbesondere für den Soldaten Verhältnisse zu schaffen und zuzulassen, „wo du schwach dich [auch] zeigen darfst, ohne Stärke zu provozieren“¹⁶.

1 Bundesministerium der Verteidigung (2017): Zentrale Dienstvorschrift – Innere Führung. Selbstverständnis und Führungskultur. <https://www.bmvg.de/resource/blob/13998/01082632986ceeb2c82c36c61785fec9/b-01-02-01-download1-data.pdf> (Stand: 29.10.2021).

2 Kühl, Stefan (2017): Über Kameradschaft in der Bundeswehr – und ihre Erosion. <https://www.faz.net/aktuell/politik/die-gegenwart/bundeswehr-stefan-kuehl-ueber-erosion-von-kameradschaft-15181715-p2.html> (Stand: 29. Oktober 2021).

3 Vgl. Pohl, Rolf u. Roock, Marco (2011): Sozialpsychologie des Krieges: Der Krieg als Massenpsychose und die Rolle der militärisch-männlichen Kampfbereitschaft. In: Jäger, Thomas und Beckmann, Rasmus (Hg.): Handbuch Kriegstheorien. Wiesbaden, S. 45–53, S. 51.

4 Vgl. Naumann, Klaus (2020): Nicht ganz dicht am rechten Rand? Rechtsextremismus und Rechtspopulismus als Probleme der Bundeswehr. In: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.): Aus Politik und Zeitgeschichte: Militär. Heft 16–17, S. 25–30.

5 Scholz, Sylka (2004): „Hegemoniale Männlichkeit“ – Innovatives Konzept oder Leerformel? In: Hertzfeldt, Hella, Schäfers, Katrin und Veth, Silke (Hg.): GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis. Berlin, S. 33–45, S. 41.

6 Vgl. Pohl, Rolf (2012): Die Zerstörung der Frau als Subjekt: Macht und Sexualität als Antriebskräfte männlicher Vergewaltigungsstrategien im Krieg. In: Gender Initiativkolleg (Hg.): Gewalt und Handlungsmacht. Queer Feministische Perspektiven. Frankfurt a. M., S. 113–124.

7 Apelt, Maja u. Dittmer, Cordula (2007): „Under pressure“ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse. In: Bereswill, Mechthild, Meuser, Michael und Scholz, Sylka (Hg.): Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster, S. 68.

8 van Creveld, Martin (2001): Frauen und Krieg. München, S. 182–190.

9 Kreisky, Eva (2003): Fragmente zum Verständnis des Geschlechts des Krieges. <https://docplayer.org/35071022-Fragmente-zum-verstaendnis-des-geschlechts-des-krieges.html> (Stand: 31.10.2021), S. 7.

10 Euskirchen, Markus (2005): Das Zeremoniell der Bundeswehr: Banalisierung von Staatsgewalt durch Militärrituale. In: Thomas, Tanja und Virchow, Fabian (Hg.): Banal Militarism. Zur Veralltäglichen des Militärischen im Zivilen. Bielefeld, S. 193.

11 Gennep, Arnold van (1909): Übergangsriten (Les rites de passage). Frankfurt a. M. (1999).

12 Vgl. Pohl, Rolf (2004/2019): Feindbild Frau. Männliche Sexualität, Gewalt und die Abwehr des Weiblichen. Hannover, S. 37–97.

13 Besonders eindrucksvoll in Godelier, Maurice (1987): Die Produktion der Großen Männer. Macht und männliche Vorherrschaft bei den Baruya in Neuguinea. Frankfurt a. M.

14 Naumann, Klaus (2020), S. 25.

15 https://www.zeit.de/politik/deutschland/2014-01/bundeswehr-frauen-sexuelle-belaestigung?utm_referer=https%3A%2F%2Fwww.google.com%2F (Stand: 23.11.2021).

16 Adorno, Theodor W. (1951): Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Frankfurt a. M. (1971), S. 255.

ZIVILCOURAGE IM MILITÄR – KEIN WIDERSPRUCH!

Autorin: Eva Högl

„Die Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr erfüllen ihren Auftrag, wenn sie aus innerer Überzeugung für Menschenwürde, Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit, Solidarität und Demokratie als den leitenden Werten unseres Staates aktiv eintreten.“

Diese in der Zentralen Dienstvorschrift A-2600/1 „Innere Führung – Selbstverständnis und Führungskultur“ festgehaltenen Grundwerte leitet die Bundeswehr aus dem Grundgesetz für die Bundesrepublik Deutschland ab. Sie sollen den Soldatinnen und Soldaten als Basis bei allen Gewissensentscheidungen dienen, die sie im Dienstalltag oder auch im Einsatz treffen müssen. In letzter Konsequenz kann dies schließlich die Entscheidung sein, im Kampf auch töten zu müssen. Die Bundeswehr stellt daher hohe Anforderungen an die Persönlichkeit der Soldatinnen und Soldaten. Ihr Selbstverständnis soll sich an den Grundsätzen der Inneren Führung als Leitlinien orientieren.

Trotz dieses hohen ethisch-moralischen Anspruchs beeinflussen in jüngster Zeit vielfach Meldungen über rechtsextremistische Umtriebe das Bild der Bundeswehr in der Öffentlichkeit. Ende April 2017 erschütterte der Fall Franco A. die Streitkräfte. Der Oberleutnant soll sich als Flüchtling ausgegeben und einen Anschlag auf Politiker und andere Personen der Öffentlichkeit geplant haben. Im Zuge der sich anschließenden Ermittlungen ergab sich sogar der Verdacht, dass es innerhalb der Bundeswehr ein rechtes Netzwerk gebe. Parallel dazu erfuhr die Öffentlichkeit im August 2017 von der Abschiedsfeier für einen Kompaniechef des Kommandos Spezialkräfte (KSK), auf der Rechtsrock gehört und der Hitlergruß gezeigt worden sein soll. Seitdem

war das KSK ein Arbeitsschwerpunkt des Militärischen Abschirmdienstes. Die in diesem Rahmen geführten Untersuchungen führten im Mai 2020 zu dem Fund eines regelrechten Munitions- und Sprengstofflagers sowie von NS-Devotionalien bei einem KSK-Soldaten. Zuletzt erfuhr die Öffentlichkeit im Frühjahr 2021 von Exzessen in einem Panzergrenadierzug in Rukla (Litauen), bei denen Soldaten des Zuges rechtsextremistische und antisemitische Lieder sowie am 20. April ein „Geburtstagsständchen“ für Adolf Hitler angestimmt haben sollen. Diese Fälle sind höchst besorgniserregend. Wie konnte es so weit kommen? Ist die innere Überzeugung dieser Soldaten ihrer näheren Umgebung bis dahin tatsächlich verborgen geblieben? Hat sich niemand daran gestört? Warum hat niemand etwas dagegen unternommen?

Diese sich aufdrängenden Fragen richten sich in erster Linie an die Kameradinnen und Kameraden sowie die unmittelbaren Vorgesetzten. Diesen obliegt es, über die ihnen unterstellten Soldatinnen und Soldaten Dienstaufsicht auszuüben, sie im Blick zu haben und deren persönliche sowie charakterliche Entwicklung intensiv zu verfolgen. Schließlich sind es auch die Disziplinarvorgesetzten, die mit der dienstlichen Beurteilung maßgeblichen Einfluss darauf haben, welchen Werdegang eine Soldatin oder ein Soldat nehmen kann. Der Anspruch, diese hohe Verantwortung gewissenhaft wahrnehmen zu können, steht seit längerer Zeit immer größeren Hürden gegenüber. Zahlreiche bürokratische Verpflichtungen binden die Vorgesetzten und nehmen ihnen immer häufiger die Zeit, bei ihrer Truppe zu sein. Hinzu kommt der zunehmende Verlust von Gelegenheiten, sich nach Dienstschluss zusammzusetzen, sich auszutauschen und miteinander zu sprechen, da immer weniger Soldatinnen und Soldaten die Möglichkeit haben, innerhalb der Kaserne zu wohnen. Auch die Trennung von Unterkunfts- und Funktionsgebäuden wirkt sich aus, denn damit schwinden Gemeinschaft und Zusammenhalt sowie die Möglichkeiten einer informellen sozialen Kontrolle gerade auch der jüngeren kasernenpflichtigen Solda-

tinnen und Soldaten. Zuletzt schließt das hierarchische Gefälle zwischen Vorgesetzten und Untergebenen zwar einen freundschaftlichen Umgang miteinander nicht aus, es kann aber Hindernis sein, sich untereinander vollständig zu öffnen und zu vertrauen.

Wo gegenüber Vorgesetzten eine gewisse Distanz normal ist, herrscht unter Kameradinnen und Kameraden häufig ein viel engeres Verhältnis. Die gemeinsame Zugehörigkeit zu einer Einheit verbindet, man verbringt viel Zeit miteinander und spricht dabei auch über persönliche Probleme oder Meinungen. Hier stellt sich noch stärker die Frage, wie Kameradinnen und Kameraden besagte unter Verdacht stehende Soldaten erlebt und wahrgenommen haben. Haben sie von deren Denkweise und Ansichten nichts bemerkt? Hätten sie es nicht bemerken müssen? Wollten sie es möglicherweise nicht bemerken? Denn vielleicht handelte es sich um einen Kameraden, mit dem man sich gut verstand oder sogar befreundet war. Besonders in solchen Fällen liegt es nahe, dass man sich die Dinge zunächst schönredet, dass der gute Freund nun einmal etwas konservativer eingestellt sei, dass die Äußerung vielleicht ein Ausrutscher sei, dass er doch kein Rechtsextremist sein könne. Es ist menschlich, mit einer solchen Verdrängungstaktik vor sich selbst zu rechtfertigen, warum man die Sache für sich behält und passiv bleibt.

Eine solche Passivität benötigt daher Grenzen – eine Schwelle, ab der man sich zum Handeln gezwungen sieht, ab der man nicht mehr wegschauen kann, sondern hinschauen muss und die Alarmzeichen meldet. Die gesellschaftlichen Werte und Normen geben hier generell einen guten Rahmen vor. Häufig nützt es schon, auf das Bauchgefühl zu hören, ob die innere Stimme sagt: „Das tut man nicht!“ Den exakten Grenzverlauf bestimmt aber jede und jeder Einzelne für sich selbst durch die eigenen Moralvorstellungen. Je gefestigter und konkreter diese sind, desto exakter definiert sich die Toleranzgrenze, was nicht mehr zu akzeptieren ist, desto leichter ist zu begründen, warum eine Schwelle überschritten wurde,

und desto besser kann man für seine Überzeugung eintreten und seine Werte gegenüber anderen verteidigen. Vorgesetzte müssen hier Hilfestellung geben und ihren Soldatinnen und Soldaten aufzeigen, welche Differenzen sie untereinander regeln können und sollten – und welche nicht. Es ist der schmale Grat zwischen unkameradschaftlichem Ankreiden und Verpfeifen auf der einen Seite und der notwendigen Aufklärung von zweifelhaftem Verhalten oder Gedankengut auf der anderen Seite, den Vorgesetzte definieren und greifbar machen müssen.

Wenn aber diese Linie überschritten wird, muss auch gewährleistet sein, dass Meldungen über Kameradinnen und Kameraden nicht verpönt sind und ins Leere laufen, sondern ernst genommen und untersucht werden. Es kommt beispielsweise immer noch vor, dass Vorgesetzte Meldungen über sexuelle Belästigung nicht mit dem nötigen Respekt begegnen und daher keine Ermittlungen aufnehmen. Mitunter tun sie sexuell motivierte Berührungen als „zufällig“ ab oder bewerten herabwürdigende Äußerungen als „Spaß“. So

Gerade im Kameradenkreis kann es sehr schwerfallen, von einer etablierten Anschauung abzuweichen und dagegen zu argumentieren

vermitteln sie aber der meldenden Soldatin oder dem meldenden Soldaten das Gefühl, nicht Opfer, sondern Täterin beziehungsweise Täter zu sein, und erreichen damit das Gegenteil von dem, was Ziel der Inneren Führung ist: einen eigenen Wertekompass zu entwickeln, dafür einzustehen und danach zu handeln.

Gerade im Kameradenkreis kann es sehr schwerfallen, von einer etablierten Anschauung abzuweichen und dagegen zu argumentieren. Besonders für jüngere Soldatinnen und Soldaten kann es ein Kraftakt sein, sich zu separieren und gegen den Gruppendruck eine Einzelmeinung zu vertreten. Solange dies mit neckenden oder herausfordernden

Die Autorin



Dr. Eva Högl ist Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestags

Bemerkungen verbunden ist, bleibt es unproblematisch und erträglich. Ganz anders sieht es aus, wenn ein solches Verhalten zu abfälligen Äußerungen, Anfeindungen oder einem Ausschluss aus der Gemeinschaft führt. Die Motivation, aufgrund der eigenen Überzeugung auch solche Reaktionen auszuhalten, hat Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier anlässlich des 65-jährigen Bestehens der Bundeswehr in klaren Worten auf den Punkt gebracht: „Es ist richtig, sich an der Aufdeckung extremistischer Aktivitäten zu beteiligen. Es ist kein Verrat und es ist keine Ehrverletzung, sondern genau das Gegenteil.“

Als Wehrbeauftragte sehe ich darin eine Form von Tapferkeit. Es ist Ausdruck von dem,

die Erwartungshaltung des Staates, einen Befehl zu verweigern, der im Widerspruch zu den Normen des Rechtsstaats steht oder die Menschenwürde verletzt. Der Historiker Fritz Stern fasste dies 2010 in seiner Ansprache zum Jahrestag des 20. Juli 1944 mit dem Befund zusammen: „Der Gedanke des Staatsbürgers in Uniform ist Leitfigur der Bundeswehr; die Mahnung, dass selbst der Soldat seinem Gewissen folgen muss – bis hin zum Ungehorsam – ist Erbe des Widerstands.“ Den Widerständlern habe seinerzeit ein tiefer Glaube an Gott Rückhalt und Rechtfertigung gegeben. Sie alle hätten „ein durchdringendes Verantwortungsgefühl – ein Pflichtgefühl aus Tradition, im Sinne der Humanität, überzeugt von den Geboten der Menschlichkeit“ gehabt.

In Deutschland ist Zivilcourage im Militär ein Synonym für das Konzept der Staatsbürgerin und des Staatsbürgers in Uniform

was gemeinhin als Zivilcourage bezeichnet wird – einem Ausdruck, der militärische Wurzeln hat. Der Begriff „Courage“ wurde in der Soldatensprache des 16. Jahrhunderts als Bezeichnung für Mut, Beherztheit und Entschlossenheit aus dem Französischen entlehnt. Um ihn auch im nicht militärischen Kontext verwenden zu können, entwickelte sich später die Modifikation „Zivilcourage“. Der Duden definiert sie als „Mut, den jemand beweist, indem er humane und demokratische Werte (zum Beispiel Menschenwürde, Gerechtigkeit) ohne Rücksicht auf eventuelle Folgen in der Öffentlichkeit, gegenüber Obrigkeiten, Vorgesetzten u. a. vertritt“. In Deutschland ist Zivilcourage im Militär daher kein Wortwiderspruch, sondern vielmehr ein Synonym für das Konzept der Staatsbürgerin und des Staatsbürgers in Uniform.

Als eine Konsequenz dieses Prinzips herrscht in der Bundeswehr kein Kadavergehorsam. Zur Gehorsampflicht der Soldatinnen und Soldaten gehört stattdessen sogar

Mit Aussetzung der Wehrpflicht haben ein solches Verantwortungsgefühl und Zivilcourage von Soldatinnen und Soldaten an Bedeutung gewonnen. Zuvor war die Truppe über Jahrzehnte hinweg durch die Einbindung von Wehrpflichtigen geprägt und stellte einen Spiegel der Gesellschaft dar. Viele der jungen Männer, die ihren Wehrdienst absolvierten, hätten ohne diese Verpflichtung vermutlich nie den Weg in die Bundeswehr gewählt. Gerade ihre Anwesenheit in der Truppe hatte jedoch einen entscheidenden Vorteil. Denn allein aufgrund der Unfreiwilligkeit behielten sie einen kritischen Blick auf die Streitkräfte und das Dienstgeschehen, was viele der an die damaligen Wehrbeauftragten gesendeten Eingaben belegen. Zugleich schloss dies nicht aus, dass sie die Herausforderungen des Militärdienstes nicht auch zu schätzen lernten und sich als Soldaten auf Zeit verpflichteten. Generell stellten die Wehrpflichtigen einen nicht unbeachtlichen Teil des militärischen Nachwuchses. In der heutigen Bundeswehr als faktischer Berufsarmee fehlt diese Bandbreite des gesellschaftlichen Spektrums. Wer damals noch gezwungen war, unfreiwillig seinen Wehrdienst abzuleisten, würde heute wohl kaum freiwillig seinen Weg in die Streitkräfte finden. Diese Bevölkerungsgruppe wird von der Truppe daher nicht mehr abgebildet, womit gleichzeitig die bis dahin garantierte Selbstkritik in den eigenen Reihen entfällt.

Diese Lücke können vor allem diejenigen füllen, die einen gesunden Menschenverstand und gefestigte Moralvorstellungen mitbringen oder in der Bundeswehr entwickeln.

Dass Zivilcourage in der Bundeswehr keine theoretische Hülse ist, sondern tagtäglich von der Truppe gelebt wird, zeigen die zahlreichen Meldungen über Hilfeleistungen von Soldatinnen und Soldaten bei Verkehrsunfällen oder Notsituationen im Alltag. Auch im Rahmen der Amtshilfeinsätze bei der Bekämpfung der Covid-19-Pandemie sowie bei der Bewältigung der Hochwasserkatastrophe im Westen Deutschlands haben sie bei Bedarf situationsgerecht und entschlossen reagiert. Immer wieder führt ihr beherztes Eingreifen dazu, dass Menschen aus gesundheitlicher Gefahr gerettet werden und nur überleben, weil Truppenangehörige ohne zu zögern auf ihr Wissen zurückgreifen und Erste Hilfe leisten. Zu verdanken ist dies ganz wesentlich der hervorragenden sanitätsdienstlichen und ethischen Ausbildung in den Streitkräften. In vielen Bereichen leben die Vorgesetzten den ihnen unterstellten Soldatinnen und Soldaten in vorbildlicher Weise vor, wie die Grundsätze der Inneren Führung zu verstehen sind. Sie zeigen ihnen beispielhaft auf, wie sie gewissenhafte Entscheidungen treffen können, selbst wenn sie gezwungen sind, im Bruchteil einer Sekunde verantwortungsvoll zu reagieren.

So wie sie bei einem Unfall nahezu automatisch ihre erlernten Kenntnisse anwenden, sollten Soldatinnen und Soldaten auch befähigt sein, extremistische Tendenzen bei Kameradinnen und Kameraden zu erkennen und darauf adäquat zu reagieren. Hier sind das Bundesministerium der Verteidigung und die Kommandobehörden gefordert, entsprechende Rahmenbedingungen zu schaffen. Es ist essenziell, dass für politische, historische und ethische Bildung genügend Zeit zur Verfügung steht und Unterrichtseinheiten auch stattfinden. Überdies müssen Vorgesetzte ausreichend Möglichkeiten haben, sich mit ihren Soldatinnen und Soldaten auseinanderzusetzen und zu unterhalten. Denn Gespräche und Diskussionen sind ein ent-

scheidender Bestandteil der Dienstaufsicht und befähigen die Vorgesetzten, ihre Truppe anzuleiten und zu lenken. Im Idealfall führt dies zu einem persönlichen Miteinander, das nicht durch hierarchische Unterschiede belastet, sondern von gegenseitigem Vertrauen und Offenheit untereinander geprägt ist. So könnte die Bundeswehr dafür sorgen, dass Zivilcourage im Militär auch zukünftig kein Widerspruch ist.

GEBEN WIR DEM STAATSBÜRGER SEINE UNIFORM ZURÜCK!

EIN PERSÖNLICHER ESSAY

Autor: Matthias Schwarzbauer

Innere Führung – ein nutzloses Konzept?

„Innere Führung ist großartig!“ Schweigen, Kopfschütteln, verständnislose Blicke. Die typischen Reaktionen auf diese Aussage – jedenfalls in meinen bisherigen Verwendungen bei Infanterieeinheiten. Mögliche weitere Bemerkungen: „Das braucht doch keiner!“, oder: „Wovon reden Sie da eigentlich?“ Auf ministerieller und strategischer Ebene wird Innere Führung gern hochgejubelt, böse Zungen sagen auch: vorgeschoben. Auf den unteren Ebenen dagegen scheint sich niemand so richtig für unser Ethikkonzept zu interessieren. Und diese Diskrepanz besteht, obwohl es direkt im ersten Artikel der zugehörigen Vorschrift heißt: Innere Führung ist die „Grundlage für den militärischen Dienst in der Bundeswehr und (...) das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten“ (Nr. 101). Mein Eindruck ist dagegen: Die meisten Soldatinnen und Soldaten fühlen sich davon kaum angesprochen. Nicht dass Innere Führung aktiv abgelehnt wird, viele interessieren sich einfach nicht dafür. Aber woher kommt diese Diskrepanz? Meine Antwort: Wir vermitteln die Inhalte der Inneren Führung falsch! Unsere Darstellung in Seminaren und Unterrichten ist oft zu langweilig, zu abstrakt und im praktischen militärischen Alltag nicht greifbar. In diesem Essay stelle ich meine Sichtweise auf die Innere Führung dar – und wie wir sie möglicherweise von ihrem angestaubten, langweiligen Image befreien können.

Meine Grundüberzeugung: Innere Führung ist ein außerordentlich wertvoller und unabdingbarer Kompass für unsere Soldatinnen und Soldaten, sowohl im Krieg als auch in Friedenszeiten. Daher präsentiere ich in diesem Essay zwei wesentliche Gedanken: Ers-

tens, wir müssen endlich anerkennen, dass moralischen Werte wie die Verteidigung der Menschenrechte und der Demokratie, genauso wie das Grundgesetz als Fundament unseres Handelns, in keinster Weise in Widerspruch stehen zu den Forderungen nach Tapferkeit, Loyalität und der Bereitschaft zum Kampf. Vielmehr müssen diese beiden Seiten als Teil einer gemeinsamen Gleichung verstanden werden, die in einer ausgewogenen Beziehung zueinander stehen. Eine Seite ist wertlos ohne die andere. Zweitens, die Unterrichte zur Inneren Führung müssen das gesamte Spektrum des Konzepts – moralische Werte und militärische Tugenden – miteinbeziehen. Ich will aufzeigen, wie der nach wie vor relevante Text der Vorschrift uns dabei helfen kann, Innere Führung für Soldatinnen und Soldaten, insbesondere für junge Offizierinnen und Offiziere, interessanter und ansprechender zu gestalten und zu vermitteln.

Zwei (alte) Kernthemen: Eine Rückbesinnung

Die Vorschrift zur Inneren Führung bedarf keiner grundlegenden Überarbeitung oder Aktualisierung. Sie beinhaltet alle notwendigen Leitlinien für Soldatinnen und Soldaten und militärische Vorgesetzte der Bundeswehr: vom Einstehen für Demokratie und Menschenrechte bis hin zu den militärischen Forderungen nach Loyalität, Tapferkeit und der Bereitschaft zum Kampf. Seit der Neuaufstellung der deutschen Streitkräfte im Jahr 1955/56 ist Innere Führung das grundlegende Ethik- und Führungskonzept und damit integraler Bestandteil der Bundeswehr. Ein erster Blick auf ihre Entstehungsgeschichte zeigt, dass eines der wesentlichen Ziele darin bestand, den Bruch mit der schuldhaften Wehrmacht zu markieren und die neue Bundeswehr moralisch zu legitimieren. Innere Führung steht symbolisch für das Lernen aus den Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges und schlägt eine Brücke zwischen dem grundlegenden Erfordernis nach Streitkräften und der gleichzeitigen Furcht vor ihrer zerstörerischen

Kraft in den falschen (politischen) Händen. Innere Führung führt deutlich vor Augen: Zur Verteidigung unserer Demokratie braucht es ein einsatzfähiges und starkes Militär auf Grundlage unseres Grundgesetzes – und dies gilt heute genauso wie in den 1950er-Jahren.

Mit diesem Grundverständnis beginne ich meinem ersten großen Gedanken, die Diskussion über das Verhältnis zwischen moralischen Werten und „klassischen“ militärischen Forderungen nach Tapferkeit, Kampfbereitschaft und dem Einsatz des eigenen Lebens. Hierzu der zweite Rückgriff auf die Entstehungsgeschichte des Konzepts der Inneren Führung und auf die Erfahrungen ihrer „Gründungsväter“: Die bekanntesten Pioniere der Inneren Führung waren die Generalleutnante Hans Speidel und Adolf Heusinger, Oberst Johann Adolf Graf von Kielmansegg, Oberstleutnant Ulrich de Maizière und Major Wolf Graf von Baudissin (Dienstgrade jeweils zum Ende des Zweiten Weltkrieges 1945). Sie alle verfügten über umfangreiche Gefechts- erfahrung, waren fast alle verwundet worden und wurden teils für ihre militärische Leistung hochdekoriert. Sie alle hatten den Zweiten Weltkrieg an der Front erlebt und wussten, was Kampf für Soldaten und Offiziere wirklich bedeutet – und was notwendig war, um im Gefecht zu bestehen. Darüber hinaus waren sie für ihre Ablehnung gegenüber dem Nazi-Regime bekannt. Neben den persönlichen Kriegserfahrungen dachte Wolf Graf von Baudissin auch über zukünftige Kriegsszenarien nach, einschließlich eines möglichen Atomkriegs. Sobald Armeen auf dem technologisch hochgerüsteten Schlachtfeld der Zukunft aufeinandertreffen, war zu erwarten, dass die unmittelbare Führung extrem erschwert oder gar unmöglich wird. Jede einzelne Soldatin und jeder einzelne Soldat muss dann selbstständig handeln und Entscheidungen treffen, unter Rückgriff auf die eigene militärische Ausbildung und – in moralisch schwierigen Situationen – auch das eigene Gewissen.

Mit Blick auf die Erfahrungen und Gedanken der „Gründungsväter“ drängen sich mir zwei zentrale Themen der Inneren Führung auf: erstens die absolute Notwendigkeit, jegliche Gräueltaten und Völkerrechtsverletzun-

gen durch deutsche Soldaten in Zukunft zu verhindern – prägnant zusammengefasst mit „Nie wieder!“ Es geht darum, aktiv daran zu arbeiten, dass das Militär sich nie wieder als willfähiges Instrument in den Dienst eines verbrecherischen Regimes stellt. Soldatinnen und Soldaten der Bundeswehr müssen von den Grundsätzen unserer Demokratie und den moralischen Werten des Grundgesetzes überzeugt sein. Sie müssen die Bedeutung von „gewissensgeleitetem Gehorsam“ (Nr. 401) verstehen, dass Befehle wichtig sind, diese jedoch Grenzen haben und man im Zweifel den Mut aufbringen muss, seinem eigenen moralischen Kompass zu folgen.

Das zweite Kernthema ist die Schaffung widerstands- und durchsetzungsfähiger Streitkräfte, auf der Grundlage einer starken

Wer bewaffnete Streitkräfte aufstellt, will zugleich, dass sich diese im Gefecht auch durchsetzen

Kohäsion der Truppe auf taktischer Ebene sowie des gegenseitigen Vertrauens über alle Führungsebenen hinweg. Jeder der „Gründungsväter“ der Inneren Führung spielte eine wichtige Rolle bei der Wiederbewaffnung der jungen Bundesrepublik; die meisten stiegen später in höchste Ränge auf. Diese Offiziere waren sicherlich keine Gegner des Militärischen. Vielmehr waren sie bestrebt, einsatzbereite und schlagkräftige Streitkräfte aufzustellen, die sich im Kalten Krieg, sollte er heiß werden, auch durchsetzen konnten. Aber angesichts ihrer Erfahrungen im Nationalsozialismus erkannten sie zugleich die Notwendigkeit eines klaren moralischen Leitbilds für die neue Bundeswehr. Durch ihre Fronterfahrungen im Zweiten Weltkrieg legten sie aber auch großen Wert auf den starken Zusammenhalt innerhalb von Einheiten und Verbänden. Sie wussten: Ohne diesen Zusammenhalt sind durchsetzungsfähige Streitkräfte nicht möglich. Der einfachen Logik folgend: Wer bewaffnete Streitkräfte aufstellt, will zugleich, dass sich diese im Gefecht auch durchsetzen – schlicht aus

Der Autor

Oberstleutnant Matthias Schwarzbauer ist deutscher Gebirgsjägeroffizier mit Einsatzerfahrung in Afghanistan. Er erwarb einen Masterabschluss in Wirtschafts- und Organisationswissenschaften (Universität der Bundeswehr München) und absolviert derzeit den Masterstudiengang Defense Analysis an der U.S. Naval Postgraduate School.

Verantwortung gegenüber jedem einzelnen Soldaten, gegenüber dem Land, für das er kämpft, und gegenüber den Werten, für die dieses Land steht. Wäre dies nicht der Fall, wären diese Streitkräfte zum Schutz der jungen Demokratie nutzlos.

Diese Interpretation der Inneren Führung mag aus akademischer Sicht eine starke Vereinfachung sein, ist aber aus meiner Sicht ein sinnvoller Ausgangspunkt, um das Konzept für Soldatinnen und Soldaten im militärischen Alltag greifbarer zu machen. Ich muss nochmals klarstellen: Es geht mir nicht darum, Innere Führung auf ihren praktischen Wert im Einsatz oder im Kampf zu reduzieren, wie es einige anderen Autoren tun. Vielmehr

***Es geht mir nicht darum,
Innere Führung auf ihren praktischen
Wert im Einsatz oder
im Kampf zu reduzieren***

sind die beiden genannten Kernthemen, die Festlegung moralischer Werte und damit die Verhinderung des Missbrauchs sowie das Aufstellen schlagkräftiger Streitkräfte, Elemente ein und desselben Konzepts. Das eine ist ohne das andere wertlos, sowohl im Frieden als auch im Krieg. Dies ist zugleich eine deutliche Kritik an der Ausbildung zur Inneren Führung, wie sie in der Bundeswehr in den letzten Jahren oft zu finden ist. Wir konzentrieren uns fast ausschließlich auf das erste Thema, die Verhinderung des Missbrauchs der Streitkräfte und die Betonung moralischer Werte. Gerne sagen wir, dass wir in unserem Handeln vorbildlich und „gute“ Soldaten sein müssen. Aber warum genau wir das tun sollen, warum Vorgesetzte immer vorbildlich sein müssen, warum wir kameradschaftlich sein müssen – dies wird meist nicht deutlich angesprochen. Wir sprechen viel vom Staatsbürger und kaum von seiner Uniform.

Der „Staatsbürger“ und seine „Uniform“

Das Bild des „Staatsbürgers in Uniform“ ist zentraler Dreh- und Angelpunkt in Debatten zur Inneren Führung. Es wird aber oft (miss-) verstanden als ein Soldat, der sich voll und ganz auf unsere demokratischen Werte einlässt, sich in die politische Debatte einbringt und durch den Moralkodex unserer Gesellschaft per se motiviert ist. Aber: Leiten Soldatinnen und Soldaten ihre „Bereitschaft (...) zur gewissenhaften Pflichterfüllung“ (Nr. 401) wirklich durch ihren Glauben an Menschenrechte, Demokratie und Moral ab? Ich habe hier deutliche Zweifel. Bitte nicht falsch verstehen – der Einsatz für demokratische Werte und Menschenrechte ist eines der wichtigsten, wenn nicht sogar das wichtigste Element der Inneren Führung. Dennoch, es handelt es sich hier aus meiner Sicht um den „staatsbürgerlichen“ Teil des Konzepts; der „Uniform“-Anteil findet deutlich weniger Aufmerksamkeit. Dieser „Uniform“-Anteil, auf das Wesentliche reduziert, ist das Kämpfen, Töten und letztendlich Sterben für unser Land und – noch wichtiger – für die Werte, für die dieses Land einsteht. Das klingt drastisch, ist aber letztendlich der Kern des Militärischen. Für Soldatinnen und Soldaten bedeutet dies konkret: Mut, Treue zum Grundgesetz und Loyalität gegenüber Kameraden und die Bereitschaft, Entbehrungen zu ertragen und im äußersten Fall das eigene Leben einzusetzen. Hier wird deutlich: Der Kampf gehört zur Bundeswehr und unser Grundgesetz und unsere moralischen Werte geben die Richtung vor.

Die Innere Führung will Angehörige der Bundeswehr sowohl als Bürgerinnen und Bürger als auch als Soldatinnen und Soldaten ansprechen. Wird aber nur eine dieser beiden Seiten angesprochen und die andere vernachlässigt, egal ob in Ausbildungen, Unterrichtungen oder im militärischen Dienst, verliert das ethische Gesamtkonzept an Wert.

Wenn die Lehre zur Inneren Führung Aspekte von Kameradschaft, Tapferkeit und notwendiger Führungsqualitäten im Gefecht vernachlässigt und die Frage „Warum tapfer sein?“ unbeantwortet lässt, wird ein wichti-

ger Teil, vielleicht der für Soldaten wichtigere Teil, ignoriert. Werden stattdessen lediglich weichgezeichnete Ideale von Menschenrechten und Wohlverhalten betont, wird der Wert des Gesamtkonzepts marginal. Und dringen die Diskussionen über Menschenrechte und Moral nie bis zur unbequemen Realität vor – die letztendliche Bereitschaft, für diese Ideale zu töten –, wird eine weitere Gelegenheit verpasst, die Relevanz von Innerer Führung für den militärischen Auftrag klarzumachen.

Ich denke, wegen dieses Ungleichgewichts höre ich in Gesprächen mit Kameraden zur Inneren Führung Bemerkungen wie „veraltetes Modell“, „irrelevant“, „Zeitverschwendung“ oder die Frage: „Innere Führung? Was ist das eigentlich genau?“ Selbst hier, in diesem Journal, stellen Experten regelmäßig die Frage, ob das Konzept der Inneren Führung nicht überarbeitet werden sollte. Für die meisten Soldatinnen und Soldaten spielt Innere Führung dagegen im Alltag schlicht gar keine Rolle. Es fehlt auf taktischer Ebene oft das Verständnis, welchen nachhaltigen Einfluss die Innere Führung auf viele wesentliche Elemente der modernen deutschen Militärkultur hat. Beispiele sind die Einbindung aller Dienstgrade in Entscheidungsfindungsprozesse durch Beteiligungsgremien und Vertrauenspersonen, der Grundsatz „Führen mit Auftrag“, Anforderungen und Grenzen von Befehlen und die wiederkehrende Forderung nach der Vorbildfunktion von Vorgesetzten. Diese Beispiele werden übersehen, der Einfluss von Innerer Führung verkannt. Und warum? Viele Soldatinnen und Soldaten setzen sich nie tiefgreifend mit der Inneren Führung auseinander, schlicht weil in der Vermittlung des Konzepts oft nicht sein praktischer Wert herausgestellt wird. Wie aber gelingt es uns, die Akzeptanz von Innerer Führung in der Breite der Bundeswehr zu erhöhen, um dem selbst gestellten Anspruch gerecht zu werden, die „Grundlage für den militärischen Dienst in der Bundeswehr und (...) das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten“ (Nr. 101) zu sein?

Meine Antwort, für manche vielleicht überraschend: indem wir Soldatinnen und Soldaten dazu motivieren, den kurzen, prägnanten Text einfach zu lesen.

Ich bin überzeugt, dass man die volle Bandbreite an Hinweisen, versteckten Ratschlägen und Werten nur entdecken kann, wenn man auch den gesamten Text kennt. Und dafür liest man ihn am besten selbst. Die Kenntnis aller Aspekte, auch derer, die oftmals in der Vermittlung in der politischen Bildung oder in den Lebenskundlichen Unterrichten zu kurz kommen, bildet die Grundlage für eine sinnvolle und kritische Auseinandersetzung. Und damit meine ich ausdrücklich nicht, dass man der Vorschrift in allen Punkten zustimmen muss.

Doch wie überzeugen wir nun Soldatinnen und Soldaten davon, die Dienstvorschrift tatsächlich zu lesen? Auch hier ist die Antwort recht einfach: Wir müssen Innere Führung wieder attraktiv gestalten! Es muss wieder interessant sein, sich damit zu beschäftigen. Genau darin liegt eine der zentralen Aufgaben der Ethikausbildung in der Bundeswehr – egal ob durchgeführt von Militärggeistlichen, externen Referenten oder Disziplinarvorgesetzten. Um es nochmals auf den Punkt zu bringen: Derzeit, so wie ich Ethik in den Streitkräften erlebe und wie es die meisten Soldaten erle-

Die Kenntnis aller Aspekte des Konzepts, auch derer, die oftmals in der Vermittlung in der politischen Bildung oder den Lebenskundlichen Unterrichten zu kurz kommen, bildet die Grundlage für eine sinnvolle und kritische Auseinandersetzung

ben, ist die Vermittlung der Inneren Führung zu vage, zu abstrakt und zu langweilig. Bei genauem Hinsehen ist Innere Führung aber hochinteressant und spannend, und genauso müssen wir ihre Vermittlung gestalten. Ja, Innere Führung ist sicherlich kein einfaches Modell, und ja, sie kann auch abstrakt sein. Aber wir können das Konzept verständlich machen, indem wir es in den Bezug zu den Erwartungen und den militärischen Kernaufgaben von Soldatinnen und Soldaten setzen. Der Text der Inneren Führung selbst gibt uns hierfür das notwendige Handwerkszeug.

Die Wiederentdeckung der „Uniform“

Der zweite Teil dieses Essays geht der Frage nach, wie wir das dargestellte Gleichgewicht zwischen dem „Staatsbürger“- und dem „Uniform“-Anteil wiederherstellen. Dies ist der Schlüssel, um Innere Führung auf allen Ebenen und auf lange Sicht wieder interessant und relevant zu machen. In diesem Beitrag lege ich meinen Fokus auf junge Soldatinnen und Soldaten, speziell auf junge Männer und Frauen in der Offizierslaufbahn. Nach meiner Erfahrung haben die meisten Soldatinnen und Soldaten in der „Mitte“ ihrer militärischen Karriere kaum die Zeit, sich tiefgreifend mit ethischen Grundlagen zu beschäftigen – getrieben durch regelmäßige Dienstpostenwechsel, eingespannt in fordernden Führungsverwendungen und regelmäßigen Einsatzyklen. Deshalb konzentriere ich mich auf unsere jungen Männer und Frauen und nehme hier der Einfachheit halber 23-jährige Infanterieoffiziere als Beispiel. Als Vorgesetzte und Ausbilder formen sie ihre Untergebenen und Kameraden unmittelbar und dienen als direkte Vorbilder in Bezug auf gelebte Werte und ethisches Handeln.

Meine Methode: Ich nehme nur Textpassagen und Zitate aus der Inneren Führung selbst und zeige spannende, teils kontroverse und oft unausgesprochene Teile der Vorschrift auf. Ich will eine Debatte anstoßen, warum diese Textteile nur selten diskutiert werden – und auch ob sich hier Parallelen zu den Erwartungshaltungen junger Offiziere finden.

Wenn ich mich in die Lage dieser jungen, motivierten 23-jährigen Infanterieoffiziere versetze, so gehe ich davon aus, dass die meisten Innere Führung wohl eher langweilig finden – zumindest so wie sie das Konzept kennengelernt haben. Wenn wir aber erreichen wollen, dass genau diese Gruppe sich mit Innerer Führung ernsthaft auseinandersetzt und sie als persönlich relevant empfindet, müssen wir die praktischen Dimensionen des Textes endlich genauso diskutieren wie die zugrunde liegenden moralischen Ideale. Ich bin überzeugt, dass junge Offizieranwärterinnen und -anwärter sehr wohl über ihre zukünftige Rolle

und auch ihren militärischen Auftrag nachdenken. Die meisten treibt wohl der Wunsch an, „etwas Gutes zu tun“ und „etwas in der Welt zu bewegen“. Ich behaupte aber auch, dass es nicht unbedingt die abstrakte Idee der Verteidigung unserer Demokratie ist, warum sie sich freiwillig zum Dienst in der Bundeswehr gemeldet haben. Die meisten befassen sich sicherlich nicht im Detail mit den schwierigen ethischen Hintergründen unseres Berufes. Diese jungen Männer und Frauen wollen sich in Auslandseinsätzen beweisen, Menschen in Not helfen und gegen Terroristen kämpfen. Was also sind Tugenden und Werte, die junge Offiziere ansprechen, insbesondere diejenigen, die sich zu Kampfeinheiten melden? Was motiviert sie, was weckt ihr Interesse?

Nach den Erfahrungen, die ich in meiner eigenen Laufbahn gemacht habe, ob selbst als Offizieranwärter oder später in Führungsverwendungen, gehe ich davon aus, dass sie sich eher von „klassischen“ militärischen Werten angezogen fühlen – oder zumindest von dem, was sie unter militärischen Werten verstehen. Dies sind oft Idealvorstellungen von Kameradschaft, Tapferkeit und Disziplin, oder praktisch dargelegt: Sie erwarten eine harte und fordernde Ausbildung. Sie erwarten, für Auslandseinsätze und Gefechte vorbereitet zu werden. Und sie wollen sich als gute und vorbildliche militärische Führer beweisen, auch im Kampf, und wollen lernen, wie man selbst leistungsfähige Einheiten führt und aufbaut. All diese genannten Werte und Tugenden werden in Innerer Führung klar angesprochen und gefordert – manche unmittelbar, manche etwas versteckt am Ende eines Absatzes. Aber bei genauem Hinsehen sind sie alle zu finden.

Im Hinblick auf die genannten Idealvorstellungen ist der „soldatischen Wertekanon“ (Nr. 507) sicherlich die offensichtlichste und eindeutigste Aussage zu den Anforderungen an eine Soldatin oder an einen Soldaten der Bundeswehr. Neben der Verpflichtung zum Grundgesetz sollen sie „tapfer, treu und gewissenhaft, kameradschaftlich und fürsorglich, diszipliniert, fachlich befähigt und lernwillig, wahrhaftig gegenüber sich und anderen, gerecht, tolerant und aufgeschlossen gegenüber anderen Kulturen und moralisch

urteilsfähig“ sein. Kameradschaftlichkeit, Tapferkeit, Loyalität, Disziplin und fachliche Kompetenz werden hier sehr deutlich gefordert. Diesen „soldatischen Wertekanon“ in seiner vollen Breite darzustellen und zu vermitteln, ohne Teile auszulassen, sollte Teil eines jeden Grundsatzunterrichts zu Innerer Führung sein. Diese vielseitige Anforderungsliste ist auch ein Synonym für die Breite des eigenen Verantwortungsspektrums junger Offizierinnen und Offiziere.

Innere Führung fordert von jedem Soldaten zudem, jederzeit für Krisen bereitzustehen. Nr. 402 der Vorschrift beschreibt „idealtypisch“ den Soldaten und die Soldatin der Bundeswehr, definiert als der „Staatsbürger in Uniform“. Von ihm wird erwartet, „sich für den Auftrag einsatzbereit zu halten“. Und Nr. 505 macht deutlich, dass dieser militärische Auftrag auch das Äußerste miteinschließt: „Denn der militärische Auftrag erfordert in letzter Konsequenz, im Kampf zu töten und dabei das eigene Leben und das Leben von Kameraden einzusetzen.“ Dieser grausame Teil der militärischen Realität – der Kampf als solcher – wird auch im ersten Kapitel der Vorschrift in den Anforderungen an die „Staatsbürger in Uniform“ ersichtlich: „Sie haben der Bundesrepublik Deutschland treu zu dienen und das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen. Ihr militärischer Dienst schließt den Einsatz der eigenen Gesundheit und des eigenen Lebens mit ein und verlangt in letzter Konsequenz, im Kampf auch zu töten“ (Nr. 105). Der Begriff „Staatsbürger“ bezieht sich eindeutig auf den Einsatz für Grundgesetz und Menschenrechte. Die Betonung der Kampfbereitschaft ist dann die Erklärung für den „Uniform“-Begriff. Mit Sicherheit ist es nicht das Gefecht oder der Kampf, egal wie idealisiert auch dargestellt, der den Dienst in Streitkräften attraktiv macht – und so sollte es auch nicht sein. Aber es entspricht dem, was junge Soldatinnen und Soldaten eigentlich vom Militär erwarten.

Offizieranwärter und junge Offiziere versprechen sich von ihrer militärischen Ausbildung neben Fachwissen und soldatischen Tugenden auch Hilfestellungen zur Entwicklung der eigenen Führungsqualitäten – und

diese Hilfestellungen sollten einfach und nachvollziehbar sein. Die Vorschrift zur Inneren Führung bietet hierfür einen praktischen Anhang, der Hinweise und Anforderungen prägnant zusammenfasst. Auch der Text der Inneren Führung bietet einige spannende Aussagen über militärische Führer. Ich halte hierbei den Paragraphen Nr. 606 für einen der wichtigsten Absätze der gesamten Vorschrift: „Vorgesetzte fördern das Vertrauen in die

Den „soldatischen Wertekanon“ der Vorschrift in seiner vollen Breite darzustellen und zu vermitteln, ohne Teile auszulassen, sollte Teil eines jeden Grundsatzunterrichts zu Innerer Führung sein

eigene Person, indem sie Belastungen, Entbehrungen und Gefahren gemeinsam mit ihren Soldatinnen und Soldaten ertragen. Gerade in schwierigen und fordernden Situationen müssen sie Verantwortung und Führungskönnen beweisen. Vorgesetzte müssen selbstbeherrscht und berechenbar sein. Gelebte Innere Führung zeigt sich im täglichen Dienst vor allem in einem von Achtung und Respekt geprägten Umgang miteinander.“ Nr. 622 ergänzt: „Ehrlicher Umgang mit sich selbst erhöht die Autorität als Vorgesetzte bzw. als Vorgesetzter.“ Belastungen gemeinsam ertragen, respektvoller Umgang miteinander, Wahrhaftigkeit und Berechenbarkeit – auf den ersten Blick einfache Richtlinien, die einige der wichtigsten Führungsqualitäten beschreiben und gleichzeitig sehr schwer umzusetzen sind. Diese Forderungen sollten der Maßstab für alle Führungskräfte der Bundeswehr sein. Und nochmals, sie werden in Innerer Führung deutlich gefordert.

Abseits persönlicher Eigenschaften haben militärische Führer auf allen Ebenen einen Kernauftrag: starke und leistungsfähige Einheiten formen, indem sie deren inneren Zusammenhalt fördern. In Nr. 617 heißt es: „Vorgesetzte stärken besonders durch gemeinsames Bewältigen von Belastungssituationen den Zusammenhalt der ihnen unterstellten

Soldatinnen und Soldaten und fördern so die Kameradschaft und das Vertrauen in die gemeinsame Leistungsfähigkeit sowie das Selbstwertgefühl der Gemeinschaft.“ Offiziere und Soldaten „gestalten (...) das Leben in der militärischen Gemeinschaft bewusst mit und leben Kameradschaft“ (Nr. 508). Darüber hinaus ist der innere Zusammenhalt von Einheiten eine Grundvoraussetzung von dauerhafter Motivation und Dienstzufriedenheit. Zu den Zielen der Inneren Führung zählt: „Die Bereitschaft der Soldatinnen und Soldaten zur gewissenhaften Pflichterfüllung (...) und zur Zusammenarbeit zu stärken sowie die

Schießen, Kämpfen und im äußersten Falle Töten ist Teil der militärischen Realität. Das Gefecht ist der Mittelpunkt unserer militärischen Ausbildung, auch wenn wir es vielleicht gern anders hätten

Disziplin und den Zusammenhalt der Truppe zu bewahren“ (Nr. 401). Die Kohäsion der Truppe ist ein sich wiederholendes Element der Inneren Führung. Ich bin überzeugt, dass dieser Zusammenhalt kein Selbstzweck ist. Vielmehr geht es darum, selbstbewusste und durchsetzungsfähige Streitkräfte aufzubauen.

Nun, nach der Darstellung dieser Textstellen, wie wäre es beispielsweise, wenn wir diese genannten Zitate aneinanderreihen und junge Soldatinnen und Soldaten befragen würden, woher diese stammen? Ich denke nicht, dass die meisten sofort an die „verstaubte“ Innere Führung denken. Vielleicht ist dies ein erster Schritt, um sich mit Innerer Führung näher zu beschäftigen, den Text zu lesen, zu diskutieren und sich tatsächlich mit der Bedeutung des „Staatsbürgers in Uniform“ auseinanderzusetzen. Und auch wenn sich nicht jede Soldatin und jeder Soldat mit allen Details sofort identifiziert, werden sie doch feststellen, dass der Inhalt sehr wohl etwas mit ihrem militärischen Auftrag zu tun hat. Die Diskussion dieser Paragraphen zeigt, dass Innere Führung alles andere als langweilig und „verstaubt“ ist.

Warum also, frage ich mich, werden diese teils „klassischen“, teils unbequemen militärischen Aspekte der Inneren Führung in unserer regulären Ethik- und Führungsausbildung kaum offen diskutiert? Steht die Vorstellung einer starken, schlagkräftigen und kampfbereiten Truppe, auf der Basis von festen Bindungen und Vertrauen zwischen den Soldatinnen und Soldaten und ihren Vorgesetzten, im Widerspruch zum „Staatsbürger in Uniform“? Sicherlich nicht. Sie stehen in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander – so sollte es zumindest theoretisch sein. Doch mein Eindruck ist, dass wir, was die ethische Bildung und Ausbildung betrifft, nach wie vor durch unsere deutsche Militärgeschichte eingeengt sind. Der Text der Vorschrift selbst versucht hier Abhilfe zu schaffen und betont, dass das heutige demokratische „Verhältnis von Staat, Gesellschaft und Streitkräften, (...) sich grundsätzlich von der historischen Situation der Reichswehr und der Wehrmacht unterscheidet“ (Nr. 204). Dennoch haben die deutsche Gesellschaft und die Bundeswehr selbst ein nach wie vor angespanntes Verhältnis zum Kernauftrag jeder militärischen Organisation – nämlich das Kämpfen und Bestehen im Gefecht. Schießen, Kämpfen und im äußersten Falle Töten ist Teil der militärischen Realität. Das Gefecht ist der Mittelpunkt unserer militärischen Ausbildung - auch wenn wir es vielleicht gern anders hätten. Wir zögern jedoch oft, diesen „dunklen“ Aspekt unseres Berufes bei ethischen Fragestellungen direkt anzusprechen. Auch die regelmäßigen Seminare zum Thema „Tod und Verwundung“ vermeiden meist die Auseinandersetzung mit dem Kernauftrag „Kampf“. Der „Staatsbürger in Uniform“ schlägt die Brücke zwischen den Streitkräften als reinem politischen Instrument und den im Grundgesetz verankerten Grundwerten unserer Demokratie. Der „Staatsbürger in Uniform“ vernachlässigt nicht den Kernauftrag „Kampf“ – er ordnet ihn moralisch ein.

In diesem Essay geht es jedoch nicht in erster Linie darum, das Konzept des „Staatsbürgers in Uniform“ zu erklären. Mein Ziel ist es, die Innere Führung – und ihre Vermittlung – attraktiver und interessanter zu gestalten. Wir

sollten uns nicht davor scheuen, in Unterrichten beim „militärischen“ bzw. „Uniform“-Teil anzufangen. Ein Großteil der Hinweise zum „guten Führen“ in Innerer Führung bezieht sich auf die Truppenkohäsion – und diese hat eindeutig einen sehr praktischen Bezug, wenn ich an unsere jüngste deutsche Militärgeschichte denke. Wer Afghanistan-Veteranen der Bundeswehr fragt, wofür sie gekämpft haben, erhält regelmäßig die Antwort: „Für den Mann neben mir.“ Das Einbeziehen dieser praktischen Erfahrung zeigt, dass Innere Führung sehr wohl von den Realitäten im Gefecht weiß.

Einige Leser werden mir sicherlich widersprechen und mir vorwerfen, ich würde bestimmte Passagen aus dem Zusammenhang reißen, um meine Thesen zu bestätigen. Es wäre aber unfair, diese Passagen einfach zu ignorieren, die eine ansonsten eher seltene Perspektive aufzeigen, provozieren können, aber eben auch Interesse wecken, selbst den jeweiligen Paragraphen nachzulesen – oder am besten gleich das ganze Kapitel. Wenn wir diese Textstellen in die Unterrichte zur Inneren Führung – egal wer diese durchführt – aufnehmen und dann einige wenige junge Soldatinnen und Soldaten die Vorschrift anschließend lesen, haben wir einen großen Schritt nach vorn getan. Wenn mehr und mehr Offizierinnen und Offiziere den Text vollständig kennen und darüber reflektieren, schaffen wir die Grundlage für weitere inhaltsreiche Diskussionen. Innere Führung fordert diese Debatten aktiv ein: „Der Kernbestand der Inneren Führung ist unveränderbar. Darüber hinaus unterliegt sie (...) einer andauernden Notwendigkeit zur Weiterentwicklung. Diese wird durch einen lebendigen Dialog der Soldatinnen und Soldaten untereinander und mit Personen und Institutionen außerhalb der Bundeswehr gefördert“ (Nr. 108). Der Text selbst räumt ein, dass „auch die Bundeswehr selbst im Widerstreit der Meinungen und im Spannungsfeld unterschiedlicher Generationen, Kulturen und Herkunft“ steht (Nr. 313). Ich begrüße diese Debatten und bin gern bereit, meine Vorschläge zu diskutieren.

Zum Abschluss muss ich jedoch noch eine letzte Kritik am Konzept der Inneren Führung

anbringen. Es wird dort selbstbewusst behauptet: „Die Grundsätze der Inneren Führung bilden die Grundlage für den militärischen Dienst in der Bundeswehr und bestimmen das Selbstverständnis der Soldatinnen und Soldaten“ (Nr. 101). Viele Akademiker und Offiziere wiederholen diese Aussage gern: „Innere Führung ist wichtig, sie ist das Rückgrat unserer militärischen Kultur.“ Doch dass die Vorschrift ihre eigene Wichtigkeit betont, heißt noch lange nicht, dass sie auch wichtig ist. Wir alle sind dafür verantwortlich, die Bedeutung der Inneren Führung in der Praxis zu beweisen – Offizierinnen und Offiziere, militärische und politische Führungskräfte, Anwärtinnen und Anwärter, Ausbilderinnen und Ausbilder und Generale und Admirale, genauso wie Vertreterinnen und Vertreter der Militärseelsorge und Wissenschaft. Indem wir die militärische und die staatsbürgerliche Dimension miteinander verbinden, machen wir Innere Führung wieder zu unserem gemeinsamen, lebendigen und zentralen Leitbild. Geben wir dem Staatsbürger seine Uniform zurück.

(Vom Autor bearbeitete Übersetzung der englischen Originalfassung.)

Quelle:

Bundesministerium der Verteidigung/FüSK III 3 (Hg.) (2015): *Innere Führung: Selbstverständnis und Führungskultur der Bundeswehr* – A-2600/1. <https://www.bmvg.de/resource/blob/14258/a0e22992b-c053f873e402c8aaf2efa88/b-01-02-02-download-data.pdf> (Stand: 12.12.2021).

ZUVERLÄSSIG, RECHTSCHAFFEN UND ENGAGIERT IM DIENSTE LUXEMBURGS UND SEINER VERBÜNDETEN

DIE ENTWICKLUNG EINES WERTE-RASTERS BEI DER LUXEMBURGER ARMEE

Die luxemburgische Armee hat sich in einem vom Verteidigungsministerium angestoßenen und fachlich moderierten Prozess auf ein eigenes Werte-Raster verständigt. So hat sie ihr eigenes Ethos mitentwickelt, reflektiert, schriftlich fixiert und in einem Verhaltenskodex¹ konkretisiert. Dies ist ein Bericht über die Voraussetzungen und Herausforderungen eines solchen partizipativen Ansatzes sowie wesentliche Erkenntnisse („Lessons learned“). Er wurde in Abstimmung mit dem Luxemburger Verteidigungsministerium verfasst.

Autoren: General Steve Thull und Erny Gillen

Einleitung

Werte stehen nicht im Himmel. Sie entstehen und wachsen in Gruppen von Menschen, die zusammen handeln (müssen). In den unterschiedlichsten Situationen gelebt, werden sie in der konkreten Zusammenarbeit implizit und explizit erfahrbar. Kommunikation und Vermittlung geschieht meistens zwischen den Zeilen und im Kontext der Handlungen. Die erwarteten und tatsächlich erlebten Werte finden ihren Ausdruck in den positiven und negativen Erzählungen über das gemeinsame Tun. In diesen Narrationen wird der Mix der Werte affektiv verarbeitet und existenziell gedeutet: Wofür lohnt sich mein Einsatz? Mit wem zusammen und warum setze ich mein Leben ein?

Bei dem Projekt *valeurs phares* (Hauptwerte/*flagship values*), das die Luxemburger Armee 2019 und 2020 auf den Impuls des zuständigen Ministers François Bausch (Grüne Partei) hin und mit der fachlichen Unterstützung durch die Moral Factory (Erny Gillen) durchgeführt hat, ging es darum, die gelebten und die zu lebenden Werte aus den Erzählungen und Er-

fahrungen der Armeeingehörigen aller Dienstgrade in Worte zu fassen, die für die Beteiligten und Auftraggeber einen Sinn ergeben.

Die im Verlauf des kooperativ gestalteten Prozesses erarbeiteten Ergebnisse sind: eine Werte-Charta, ein Werte-Raster (siehe Abbildung 1), ein Kommentar sowie ein militärischer Kodex als normativer Spiegel, die über die Webseite der Armee abgerufen werden können.

Im Folgenden werden der Prozess und die Ergebnisse in aller Kürze skizziert und rückblickend evaluiert.

Die Beteiligten

Der Prozess ist aus politischer Überzeugung angestoßen worden und keinem internen Skandal geschuldet, der auf Druck der Öffentlichkeit eine politische und militärische Reaktion erfordert hätte. Dieser grundsätzliche Anlass zielte vielmehr auf das gemeinsame Verständnis einer kleinen und immer noch jungen Armee *sui generis*² mit sehr unterschiedlichen nationalen und internationalen Verpflichtungen. Entsprechend konnte die Leitung der Armee den Prozess offen und ohne großen Zeit- und Ergebnisdruk gestalten.

Neben einer Steuergruppe, in welcher die Verantwortlichen aus Ministerium und Armee zusammen mit dem Projektverantwortlichen die Weichen flexibel stellen konnten, waren es die *Command Senior Enlisted Leaders* und die Kommunikationsstelle, die für die interne Organisation der Interviews, Sitzungen und Veranstaltungen verantwortlich zeichneten.

Um zu gewährleisten, dass die Werte-Charta und das Werte-Raster über die Grenzen des Luxemburger Prozesses hinaus kommunizierbar und darstellbar sind, wurden Bildungseinrichtungen und Institute der Partnerarmeen aus Belgien, Deutschland, Frankreich, den Niederlanden, Norwegen und der Schweiz zuerst eingeladen, qualitative Feedbacks im Sinne einer Peer-Review zu formulieren und später bei einer gemeinsamen Veranstaltung (vor Ort und online) erfahrungsbasierte Anregungen zur Umsetzung auszutauschen.

Der Prozess und die Ergebnisse wurden der Öffentlichkeit im Oktober und Dezember 2020 über die Presse vorgestellt.

Die großen Etappen und Ergebnisse

Werte gehören zum Erbgut einer Armee. Sie werden explizit und implizit, affektiv und rituell über die Uniform, den Drill, die Kameradschaft und die fein gestaffelte Hierarchie von Generation zu Generation übertragen. Sie drücken die Identität der Armeemitglieder und der Armee selbst aus. Sie werden gelebt, sichtbar ausgehängt, eingepreßt und wiederholt, um Bindung zwischen den unterschiedlichen Menschen mit und ohne Uniform zu erzeugen. So schaffen sie einen gemeinsamen Horizont und geben dem militärischen Training und Einsatz über die vielen kleinen genormten Abläufe und Regeln hinaus einen Sinn. Der Soziologe Hans Joas fasst die ständige Genese von Werten knapp so zusammen: „Werte entstehen in Erfahrungen der Selbstbildung und Selbsttranszendenz.“³

Die Angehörigen der Armee einbeziehen

Vor diesem Hintergrund und Ansatz wurden 56 Personen von rund tausend militärischen und zivilen Armeemitgliedern in Einzelgesprächen und zum Teil in kleinen Gruppen auf ihre Erfahrungen mit den Werten in der Luxemburger Armee befragt. Bei diesen *qualitativen Interviews* wurden die Altersgruppen, das Geschlecht und die Hierarchiestufen proportional berücksich-

tigt. Um die meistgenannten Werte wie Disziplin, Rechtschaffenheit, Kameradschaft und Engagement wurden Wortgruppen gebildet und den Beteiligten in vier gemischten *Fokusgruppen* zurückgespiegelt, um herauszufinden, welche der festgehaltenen Begriffe am meisten Zustimmung und Verständnis in der multikulturellen, multireligiösen und vielsprachigen Realität der Armee finden.

Hauptwerte ausdifferenzieren

Dabei wurde deutlich, dass den Hauptwerten Engagement, Rechtschaffenheit und Zuverlässigkeit je nach Perspektive und Standpunkt eine unterschiedliche Gewichtung zugesprochen wurde. Um diesem Faktum Rechnung zu tragen, wurde ein *dynamisches Raster* (siehe Abbildung 1) um die drei Hauptwerte entwickelt, das in drei Ebenen und vier Säulen gelesen und interpretiert werden kann. Die Deklinationen der Hauptwerte wurden vielfach besprochen und so lange in französischer Sprache ausgetauscht und nuanciert, bis sie für die Steuergruppe kohärent waren.

Werte perspektivisch in Beziehung setzen

Im Ergebnis schafft das Raster Sinn stiftende Perspektiven für die einzelne Person, die Gruppen, zu denen sie gehört, sowie für die konkrete Aufgabe, die sie im Rahmen des größeren

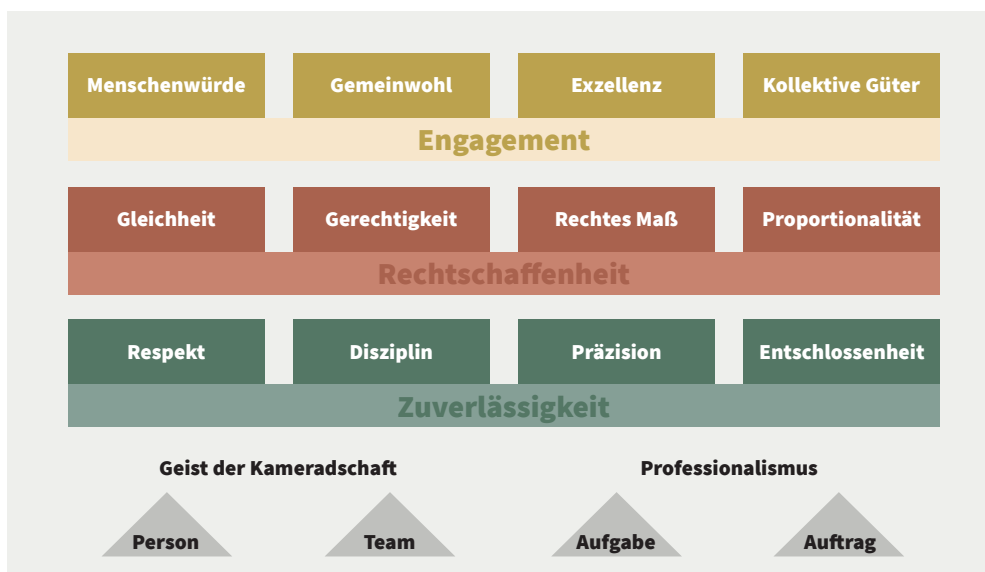


Abbildung 1

Autor



General Steve Thull ist Generalstabschef der Armee des Großherzogtums Luxemburg

Auftrags erfüllt. Im Gesamtzusammenhang gelesen, lässt der Respekt, als Ausdruck der persönlichen Zuverlässigkeit, auf den Ebenen der Rechtschaffenheit und des Engagements die fundamentale Gleichheit und die Würde aller Menschen durchscheinen. Dabei stellt die Würde den Zielwert, die Gleichheit den ethischen und der geforderte Respekt den normativen Wert dar. Auf die Wir-Perspektive angewendet, scheinen das Gemeinwohl und die Gerechtigkeit im Basiswert der Disziplin durch. Der mittels dieser sechs Unterkategorien ausgedrückte Geist der Kameradschaft ist in den größeren Zusammenhang der Menschenrechte und der Rechtsstaatlichkeit eingebettet.

Respekt gegenüber Personen

Wer die Perspektive des Befehlenden gegenüber Personen und Gruppen einnimmt, wendet das Raster in den beiden ersten Kolonnen von oben nach unten an. Die eingeforderten Werte von *Respekt* und *Disziplin* basieren auf der Gleichheit und der Gerechtigkeit innerhalb der jeweiligen Gruppen und dienen dem gemeinsamen Engagement für unsere Zivilisation und Kultur, wie sie vor allem aus den Kontrasterfahrungen des Zweiten Weltkrieges hervorgegangen sind.

Professionalität bei der Arbeit

Die beiden nächsten Säulen betreffen die konkreten Aufgaben und den größeren Auftrag. Hier wird die *Zuverlässigkeit* als Präzision in der Aufgabe und als Bestimmtheit in der Mission verstanden. Auf der Ebene der *Rechtschaffenheit* werden das rechte Maß und die Proportionalität als ethische Vermittlungsinstrumente angeboten, um die für das aus *Engagement* festzulegenden Ziele der Exzellenz und der kollektiven Güter (*global commons*) im konkreten Fall zu erreichen. Während die Politik die Prioritäten unter den zu verteidigenden kollektiven Gütern, wie Frieden, Volksgesundheit oder etwa Grenzschutz, festlegen muss, um das Militär für eine spezifische Mission zu aktivieren, ist es Aufgabe der Armeeführung, das zu erzielende Maß an Exzellenz im Rahmen des Machbaren festzulegen. Die in den beiden letzten Säulen deklinierten Werte machen die *Professionalität* einer Armee im Rechtsstaat aus.

Werte-Charta

Nachdem das Werte-Raster von der politischen und militärischen Ebene validiert worden war, wurde die Werte-Charta entworfen. Diese fügt die Hauptwerte und deren Ausdifferenzierungen in das historische, internationale und institutionelle Gefüge des Luxemburger Staats als aktiver Teil der internationalen Wertegemeinschaft ein. In dieser nationalen Erzählung übernimmt die Armee ihr Mandat mit einem kollektiven „Wir“ und verpflichtet sich, ihren Dienst am Land und darüber hinaus zusammen mit ihren Alliierten zuverlässig, rechtschaffen und engagiert zu leisten.

Die verschiedenen Entwürfe für das Raster und für die Charta wurden mit den Bildungseinrichtungen oder Instituten der Partnerarmeen besprochen, nuanciert und angereichert, bevor die zuständigen Luxemburger Behörden die Texte schließlich definitiv festhielten. Um die inhaltlich stark aufgeladenen Sätze der Charta und das abstrakte Werte-Raster über den Prozess hinaus lebendig zu halten, wurde ein Kommentar verfasst, dessen Elemente etwa in der Aus- und Weiterbildung sowie bei der Öffentlichkeitsarbeit eingesetzt werden können.

Werte schützen

Im Oktober 2020 fand schließlich ein Seminar im Militärzentrum Grand-Duc Jean statt, um mit den am Entstehungsprozess beteiligten internationalen Partnern einerseits und mit dem neu eingesetzten Generalstabschef Steve Thull und seinem Leitungsteam andererseits den letzten Schritt dieses Prozesses einzuleiten, nämlich die *konkrete Umsetzung* dieser Arbeit an und mit den Werten für die alltägliche Praxis.

Im Anschluss an das praxisorientierte Seminar, in dem unterschiedliche grundsätzliche, didaktische und militärische Instrumente vorgestellt und in kleinen Gruppen vertieft und diskutiert werden konnten, setzte der Generalstabschef eine offene Arbeitsgruppe ein, die einen normativen Militärkodex erarbeiten und ihm vor Ende 2020 zur Inkraftsetzung vorlegen sollte.

Dieser Text wurde bewusst in luxemburgischer Sprache verfasst, weil dies die Um-

gangssprache unter den Militärangehörigen ist. Während die Werte-Charta mit Kommentar und Raster für alle Angehörigen der Armee gilt, richtet sich der militärische Kodex direkt an alle Uniformierten. Dem so entstandenen Kodex kommt heute bei der Ausbildung der Rekruten und Soldaten sowie bei der Zusammenarbeit zwischen allen Armeeingehörigen eine Schlüsselrolle zu.

Unter dem Leitmotiv „réussir ensemble“ (gemeinsam zum Erfolg) hat die Luxemburger Armee ihren Wertehorizont neu gefasst und diesen normativ in ihrem internen Regelwerk verankert. Dank der politischen Unterstützung, dem ehrgeizigen Willen der militärischen Führung, der aktiven Beteiligung von Armeeingehörigen des zivilen und militärischen Bereichs quer durch alle Dienstgrade sowie der fachlichen Unterstützung durch Partnerarmeen konnten in relativ kurzer Zeit Resultate erarbeitet und festgehalten werden, die bei aktuellen und zukünftigen Einsätzen Halt und Orientierung bieten.

Werte kommunizieren

Wer sich an seinen eigenen Werten messen (lassen) will, muss diese intern und extern offenlegen. Nachdem alle Mitglieder der Armee die Gelegenheit hatten, den Prozess und die Werte-Charta im Vorfeld des internationalen Seminars in der Kaserne vorgestellt zu bekommen, wurde die Öffentlichkeit anlässlich einer Pressekonferenz vom Verteidigungsminister François Bausch und den Autoren informiert. Ende des Jahres 2020 konnte der Generalstabschef die Presse informieren, dass auch der letzte konzeptionelle Umsetzungsschritt mit der Festschreibung des militärischen Kodex abgeschlossen war.

Erkenntnisse aus dem Prozess

Auch wenn es im September 2021 noch recht früh ist, um den nachhaltigen Erfolg des Projektes *valeurs phares* der Luxemburger Armee rückblickend zu bewerten, können hier doch schon einige Schlüsselfaktoren zum erfolgreichen Durchführen dieser Werte-Anamnese, der Kodifizierung eines dynamischen Gefüges von Werten sowie deren Übersetzung in ein

durch Normen geregeltes Zusammenarbeiten und -leben in der Luxemburger Armee benannt werden.

Führungsengagement (leadership commitment)

Das von Anfang an vorurteilsfreie, interessierte und finanzielle Engagement des zuständigen Ministeriums war entscheidend für das Zustandekommen und die Durchführung des Projektes *valeurs phares*. Genauso wichtig war die Bereitschaft der Armeeführung, die Anfrage des Ministers positiv aufzugreifen und sich für eine externe fachliche Analyse ihrer implizit gelebten Werte zu öffnen.

Fachkompetenz und Einfühlungsvermögen

Für den Erfolg des Projektes waren ebenfalls die fachliche und unabhängige Begleitung des Projektes erforderlich. Ohne transparente und nachvollziehbare Vorgehensweise und ohne eine über die Landesgrenzen hinaus vernetzte Persönlichkeit aus dem Fachgebiet angewandter Ethik wäre der Prozess gerade zu Beginn kaum in Gang gekommen. Geduldige Empathie und integre Zielorientierung gehören zu den unumgänglichen Qualitäten eines Externen, dem sich Armeeingehörige anvertrauen können.

Institutionelles Vertrauen

Für das Gelingen eines solchen Projektes ist institutionelles Vertrauen unumgänglich. Dieses wurde über die Steuergruppe und die interne Begleitgruppe gewährleistet. So konnten die gelebten und zu lebenden Werte quer durch die Armee ergebnisoffen erhoben, kritisch zurückgespiegelt und schließlich fixiert werden. Die vom Ministerium und der Armeeführung gewährte nötige Freiheit für einen solch sensiblen Prozess wurde vom ethischen Begleiter offengehalten.

Werte in Beziehung setzen

Das Werte-Raster, die Werte-Charta und der Kommentar ergänzen sich gegenseitig und schaffen einen Rahmen für den militärischen Kodex. Im Zusammenspiel der vier partizipativ erarbeiteten Dokumente bleibt das Poten-

Autor



*Dr. Erny Gillen ist
Gründer und Leiter
der Moral Factory in
Luxemburg*

zial für weiterführende und korrigierende Auslegungen und Anwendungen lebendig. Die von der politischen Führung am Anfang zugestandene Freiheit, das eigene militärische Ethos mitzuentwickeln, bleibt so auch über das abgeschlossene Projekt hinaus als Antrieb und Herausforderung für ethisches Handeln erhalten.

Umsetzungswille und -instrumente

Bei der präzisen Ausformulierung der Charta, die im Rahmen eines moderierten partizipativen Prozesses innerhalb der Luxemburger Armee und kritischer Rückmeldungen von den ausländischen militärischen Partnern gewachsen war, entschied am Ende dieses Prozessabschnitts die Militärführung den Wortlaut und den Duktus des Textes im Rahmen der Steuergruppe. Dies wurde explizit vom Ministerium mitgetragen und motivierte den damals neu bestellten Generalstabschef, sich die Charta der Luxemburger Armee zu eigen zu machen. Die Präsenz und die Aussagen des Ministers sowie seiner Mitarbeiter:innen beim internationalen Seminar bestätigten, dass das Projekt gemeinsam gewollt war und das Resultat politisch Anerkennung fand.

Dass dem Grundtext der Charta rasch ein von der Militärführung eingeforderter *Verhaltenskodex* für den Alltag folgte, muss als weiteres Schlüsselement für den Erfolg für die militärische Umsetzung des Projektes über den Projektzeitraum hinaus gewertet werden. Ohne eine nachvollziehbare Unterstützung durch konkrete Verhaltensregeln würden die Werte und die Charta dem Militär nicht in Fleisch und Blut übergehen. Der Kodex wird so zum entscheidenden Spiegel, in dem jeder überprüfen kann, ob sein Handeln den kollektiven Werten entspricht!

1 <https://www.armee.lu/actualites/2020/engagement-droitire-et-fiabilite-presentation-de-la-premiere-chartedes-valeurs-de-l-armee-luxembourgeoise>: Werte-Charta, Kommentar und militärischer Verhaltenskodex (Stand: 16.11.2021).

2 Seit 2003 können EU-Bürger als freiwillige Soldaten von der Luxemburger Armee rekrutiert werden. Sie stellen im Oktober 2021 16,2 Prozent dieses Korps dar und kommen aus Belgien, Deutschland, Frankreich, Holland, Italien, Polen, Portugal und Spanien. Luxemburg zählte zum 1. Januar 2021 634.730 Einwohner mit einem Ausländeranteil von 47,2 Prozent. Die portugiesische Bevölkerungsgruppe (14,9 Prozent) macht auch hier unter den 170 Nationalitäten den grössten Teil aus. Das Land und die Armee sind von einer großen Multikulturalität geprägt. Mehr Informationen zur Demografie: <https://luxembourg.public.lu/de/gesellschaft-und-kultur/bevolkerung/demografie.html> (Stand: 16.11.2021).

3 Joas, Hans (2017): Die Entstehung der Werte.

7. Auflage. Frankfurt am Main, S. 10.

„WIR MÜSSEN AUCH DIE SEELE ERREICHEN“

Über Werte und Tugenden nachzudenken, darüber zu diskutieren ist ein notwendiger Bestandteil ethischer Bildung – aber ist es ausreichend? Wie kann man ihre Bedeutung erlebbar machen? Was kann die Militärseelsorge hier einbringen? Dazu hat die Redaktion von „Ethik und Militär“ den Erwachsenenpädagogen Heinrich Dickerhoff befragt, der auf eine langjährige Praxiserfahrung in diesem Bereich zurückblickt. Ein Gespräch über Ritterlichkeit, Schwertkampf und Mythen und ihre Bedeutung (nicht nur) für Soldaten.

Herr Dickerhoff, Sie leiten seit vielen Jahren Workshops auch für die Militärseelsorge und das zebis, in denen es um „Ritterlichkeit“ und Verhalten in Konflikten geht. Bevor wir zu den Methoden kommen, zunächst etwas Theorie: Sie sprechen von „formativer“ Ethik im Gegensatz zu „normativer“ Ethik, also einem System, das uns Regeln vorgibt. Können Sie das genauer erklären?

Zuerst einmal muss beides kein Gegensatz sein. Regeln sind notwendig. Aber wenn man mir etwas vorgibt und ich weiß nicht warum, habe ich eine starke Neigung, es nicht zu tun – bzw. nur so lange, wie ich kontrolliert werde. Formative Ethik funktioniert über Vorbilder. Das können Rittergeschichten sein, aber auch bestimmte Verhaltensweisen oder Personen. Ein Beispiel: In meiner Jugend war ich Pfadfinder, und da lernt man zwar gewisse Regeln, aber die waren verbunden mit einem Selbstbewusstsein. Es war Ehrensache, sie zu befolgen.

Aber es geht nicht um blinden Gehorsam, sondern es funktioniert auf der Basis von Sympathie und Vertrauen. Das ist für mich eine gute Art von Autorität. Wir brauchen auch dieses formative Element, wir müssen Menschen

Zur Person



Dr. Heinrich Dickerhoff, geb. 1953, studierte katholische Theologie, Geschichte und Judaistik und war von 1978 bis 2016 Dozent, seit 2006 auch Pädagogischer Direktor an der Katholischen Akademie Stapelfeld bei Cloppenburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind u. a. erfahrungsbezogene Theologie und abendländische Kulturgeschichte. Seit seiner Pensionierung 2018 ist er freiberuflich/ehrenamtlich als Märchenerzähler und Erlebnispädagoge (etwa traditionelles Bogenschießen, Schwertfechten) tätig, u. a. in der Trauer- und Sterbebegleitung.

ermutigen, ihre eigene Würde wahrzunehmen und daraus zu handeln.

Wenn wir jetzt speziell von „Ritterlichkeit“ sprechen und von den damit verbundenen Tugenden wie Rücksichtnahme auf Schwächere, Fairness, Aufrichtigkeit: Ist das nicht ein Mythos?

Es ist ein Mythos, ganz klar. Die historischen Ritter waren hoch spezialisierte Panzerreiter. Aber innerhalb dieser Kaste hat sich in Auseinandersetzung mit dem Christentum diese Idee entwickelt. Die allerwenigsten konnten sie konsequent leben, aber sie hat auch schon im Mittelalter über den Adel hinaus Wirkung entfaltet. Es geht um Demut und Hilfsbereitschaft, darum, einer höheren Sache zu dienen. Übertragen auf die Bundeswehr: Den Satz „Wir dienen Deutschland“ bzw. die Grundeinstellung „Wir dienen einem demokratischen Staat, wir sind keine Söldner und keine Angestellten“ finde ich sehr sympathisch.

An hohen Idealen kann man aber auch scheitern. Denken wir an die Soldatinnen und Soldaten, die im Einsatz gern helfen würden, aber nicht können oder dürfen, das ist doch sehr belastend.

Bei vielen Rittergeschichten ist das Wissen um das Scheitern auch mit enthalten. Sie repräsentieren keine Allmachtsfantasien wie bei vielen der heutigen Superhelden. Ideale, die nicht gebrochen werden, halte ich für gefährlich – weil sie entweder überfordern oder arrogant machen. Demut bedeutet auch, Idealen nicht sklavisch nachzueifern, sondern die eigenen Grenzen und die eigene Fehlbarkeit anzuerkennen. Trotzdem kann ich es verstehen, wenn mir Soldaten, die in Afghanistan waren, jetzt nach dem Abzug erzählen, dass es ihnen vorkommt, als hätten sie wie Don Quixote gegen Windmühlen gekämpft.

Kommen wir zum „Wie“. In Ihren Workshops übt man, stumpfe Schwerter zu führen oder auch mit dem Langbogen zu schießen. Wie erklären Sie sich, dass das offenbar so gute Resonanz findet?

Für mich ist klar: Man lernt nicht nur mit dem Kopf, sondern mit allen Sinnen, auch wenn

man gar nicht bewusst lernt – und das gilt nicht nur für Soldatinnen und Soldaten. Ich habe 40 Jahre in einem Bildungshaus gearbeitet, und natürlich muss man da den Kopf ansprechen. Wir müssen aber genauso die Seele erreichen, zum Beispiel über Märchen oder überhaupt Kunst. Und wir lernen auch mit dem Körper, in meinen Kursen etwa beim Langbogenschießen und Schwertkampf. Diese Angebote werden gern angenommen, wohl auch, weil beide als männlich gelten; und in der Bundeswehr dominieren ja immer noch männliche Verhaltensmuster, während es in Schule und Kirche überwiegend weiblich zugeht.

Und was erschließt sich einem durch das Schwert, was sich dem Kopf nicht in gleichem Maße erschließt?

Zunächst einmal, wir machen keinen Schwertkampf, das wäre viel zu gefährlich, es sind eher Partnerübungen. Aber allein ein Schwert hochzuheben, das etwa zwei Kilo wiegt, macht etwas mit Menschen. In erinnere mich an eine alte Dame, über achtzig, die nicht mehr die Übungen machen konnte, die sagte: „Ich spüre noch einmal meine Kraft.“ Das liegt daran, dass ein Schwert zwingt, in eine aufrechte Haltung zu gehen. Mit Worten kann man das nicht erklären.

Aber wo genau ist dabei das Transzendente, also der Punkt, an dem diese körperliche Erfahrung über sich hinausweist?

Das Schwert oder der Bogen werden heute nicht mehr als Waffe wahrgenommen. Der Transfer findet eher über die Assoziation einer fantastischen Vergangenheit oder den Rollentausch statt. Ich lerne mit dem Schwert erst einmal: Ich muss mich kontrollieren, ich darf mich von ihm nicht mitreißen lassen. Das findet mit dem ganzen Körper statt. Die erste Erfahrung ist also: Ich habe Macht, Macht ist auch in Ordnung, aber ich muss sie beherrschen – das halte ich für eine ganz wichtige Erfahrung.

Erschrickt man manchmal auch vor den Möglichkeiten, die einem das Schwert gibt?

Es geht ja nicht nur um die Macht der Waffen; auch Eltern zum Beispiel haben Macht. Macht

ist nicht böse, aber Macht ist eine Versuchung. Wenn man sie bewusst macht, wächst nach meiner Erfahrung die Bereitschaft, sehr verantwortlich damit umzugehen. Denn es ist nicht nur Machtmissbrauch, die anvertraute Macht unkontrolliert einzusetzen, sondern auch, sie nicht zu nutzen. Dadurch entsteht ein Machtvakuum und letztlich Chaos.

Wie wichtig ist es, solche Erfahrungen mit den Teilnehmenden zu reflektieren?

Je nach Zeitrahmen kann man manchmal nur einen Impuls setzen. Es kommt darauf an, den Blick darauf zu lenken, wo man im Leben bewusst oder unbewusst lernt. Ein Beispiel: Man kann Trauernden hundertmal erzählen, dass man loslassen muss, das sind ja fast schon Banalitäten. Aber bei meinen Trauerseminaren mit dem Langbogen haben mir Teilnehmende gesagt: Ich habe das erste Mal etwas übers Loslassen *gespürt*.

Und egal ob mit dem Schwert, beim Bogenschießen oder Reiten, gerade die Zweckfreiheit gibt mir die Chance, Distanz zu Alltagszwängen zu gewinnen. Das ist für mich auch die Aufgabe der Religion: zu zeigen, dass es anders sein könnte im Leben, anstatt nur Selbstverständlichkeiten zu wiederholen. Übrigens auch eine wichtige Aufgabe für die Militärseelsorge, wenn Menschen im Einsatz sind, nicht nur in körperlicher Gefahr, sondern getrennt von allem Vertrauten.

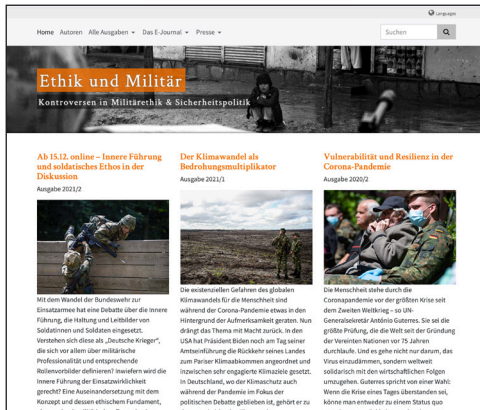
Und wenn jemand gar nichts damit anfangen kann?

Das kann man nur akzeptieren. Ich bin kein Missionar für den Gebrauch des Schwertes! Interessanterweise habe ich das aber bei Soldaten nie erlebt, weder bei Waffen noch bei Märchen, einfach weil sie neugierig waren. Gerade mittelalterliche und nordische Geschichten sind übrigens sehr männerkompatibel. Für mich war es jedes Mal ein Höhepunkt, wenn der Feldwebel sagte: Komm, Heinrich, erzähl doch noch ein Märchen!

Ein schönes Schlusswort, vielen Dank für dieses Interview, Herr Dickerhoff!

Die Fragen stellte Rüdiger Frank.

www.ethikundmilitaer.de



Diese und alle anderen Ausgaben von *Ethik und Militär* finden Sie **in Deutsch und Englisch** auf der Homepage des E-Journals.

Bisher erschienene Ausgaben von *Ethik und Militär*

2021/1 Klimawandel
2020/2 Corona-Pandemie
2020/1 Nukleare Abschreckung
2019/2 Ethische Bildung
2019/1 Konfliktzone Cyberspace
2018/2 Europäische Armee
2018/1 Strategic Foresight
2017 Terror
2016 Innere Führung
2015/2 Hybride Kriege
2015/1 Militärmedizinethik
2014/2 Cyberwar
2014/1 Dronen und LAWS

**Die kommende Ausgabe:
ab 15.6.2022 online**

IMPRESSUM

Das E-Journal *Ethik und Militär* mit der ISSN-Nummer 2199-4129 ist ein unentgeltliches, nicht kommerzielles, journalistisch-redaktionell gestaltetes, digitales Angebot des Zentrums für ethische Bildung in den Streitkräften – zebis, Herrengraben 4, 20459 Hamburg.

Direktorin des zebis: Dr. Veronika Bock

Hinweis: Die veröffentlichten Artikel geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion und des Herausgeberkreises wieder.

Herausgeber

Prof. Dr. Andreas Bock, Dr. Veronika Bock,
Prof. Dr. Thomas Elßner, Prof. Dr. Johannes Frühbauer,
Prof. Dr. Fred van Iersel, Prof. Dr. Alexander Merkl,
Norbert Stäblein

Advisory Board

Lothar Bendel, Heinrich Dierkes, Friederike Frücht,
Dr. Angela Reinders, Cornelius Sturm, Kristina Tonn

Redaktion

Rüdiger Frank

Verantwortlich gemäß § 55 Abs.2

Rundfunkstaatsvertrag (RSTV):

Dr. Veronika Bock, Herrengraben 4, 20459 Hamburg

Kontakt zur Redaktion

Tel.: +49(0)40 - 67 08 59 - 51, Fax 67 08 59 - 3

E-Mail: redaktion@zebis.eu

Diensteanbieter als Rechtsträger des Zentrums für ethische Bildung in den Streitkräften – zebis

Katholische Soldatenseelsorge (KS)

Rechtsform

Anstalt des öffentlichen Rechts

Aufsicht

Katholischer Militärbischof für die

Deutsche Bundeswehr

Am Weidendamm 2, 10117 Berlin

Vertretungsberechtigter Vorstand der KS

Direktor beim KMBA

Msgr. Wolfgang Schilk

Diplom-Kaufmann Wolfgang Wurmb

Am Weidendamm 2

10117 Berlin

Kontakt zur KS

Telefon: +49(0)30 - 20 617 - 500

Telefax: +49(0)30 - 20 617 - 599

Info@Katholische-Soldatenseelsorge.de

Erscheinungsdatum: 15.12.2021



ethikundmilitaer.de



zebis
Zentrum für ethische Bildung in den Streitkräften

Herrengraben 4
20459 Hamburg

Tel. (040) 67 08 59 - 55
Fax (040) 67 08 59 - 59

info@zebis.eu
www.zebis.eu